

Urheberrechtliche Hinweise zur Nutzung Elektronischer Bachelor-Arbeiten

Die auf dem Dokumentenserver der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern (ZHB) gespeicherten und via Katalog IDS Luzern zugänglichen elektronischen Bachelor-Arbeiten der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit dienen ausschliesslich der wissenschaftlichen und persönlichen Information.

Die öffentlich zugänglichen Dokumente (einschliesslich damit zusammenhängender Daten) sind urheberrechtlich gemäss Urheberrechtsgesetz geschützt. Rechtsinhaber ist in der Regel¹ die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Der Benutzer ist für die Einhaltung der Vorschriften verantwortlich.

Die Nutzungsrechte sind:

- Sie dürfen dieses Werk vervielfältigen, verbreiten, mittels Link darauf verweisen. Nicht erlaubt ist hingegen das öffentlich zugänglich machen, z.B. dass Dritte berechtigt sind, über das Setzen eines Linkes hinaus die Bachelor-Arbeit auf der eigenen Homepage zu veröffentlichen (Online-Publikation).
- Namensnennung: Sie müssen den Namen des Autors/Rechteinhabers bzw. der Autorin/Rechteinhaberin in der von ihm/ihr festgelegten Weise nennen.
- Keine kommerzielle Nutzung. Alle Rechte zur kommerziellen Nutzung liegen bei der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, soweit sie von dieser nicht an den Autor bzw. die Autorin zurück übertragen wurden.
- Keine Bearbeitung. Dieses Werk darf nicht bearbeitet oder in anderer Weise verändert werden.

Allfällige abweichende oder zusätzliche Regelungen entnehmen Sie bitte dem urheberrechtlichen Hinweis in der Bachelor-Arbeit selbst. Sowohl die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit als auch die ZHB übernehmen keine Gewähr für Richtigkeit, Aktualität und Vollständigkeit der publizierten Inhalte. Sie übernehmen keine Haftung für Schäden, welche sich aus der Verwendung der abgerufenen Informationen ergeben. Die Wiedergabe von Namen und Marken sowie die öffentlich zugänglich gemachten Dokumente berechtigen ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen und Marken im Sinne des Wettbewerbs- und Markenrechts als frei zu betrachten sind und von jedermann genutzt werden können.

Luzern, 16. Juni 2010

Hochschule Luzern
Soziale Arbeit



Dr. Walter Schmid
Rektor

¹ Ausnahmsweise überträgt die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit das Urheberrecht an Studierende zurück. In diesem Fall ist der/die Studierende Rechtsinhaber/in.

Die Hochschule Luzern – Soziale Arbeit

empfiehlt diese Bachelor-Arbeit

besonders zur Lektüre!

WIR ZIEHEN AUFS LAND!



Über Motivationen, Wünsche und Befürchtungen von Städterinnen und Städtern, die aufs Land ziehen sowie ihre Integrationsabsichten am neuen Wohnort am Beispiel der Gemeinde Hüttikon

Bachelorarbeit der Hochschule Luzern
Soziale Arbeit – Soziokulturelle Animation

Daniela Huber & Claudia Weik

Dezember 2015

Bachelor-Arbeit
Ausbildungsgang Soziokultur
Kurs TZ 2011 - 2016

Name/n Daniela Huber und Claudia Weik

Haupttitel BA Wir ziehen aufs Land

**Untertitel BA Über Motivationen, Wünsche, Befürchtungen von Städterinnen und Städtern,
die aufs Land ziehen sowie ihre Integrationsabsichten am neuen Wohnort am Beispiel der
Gemeinde Hüttikon**

Diese Bachelor-Arbeit wurde im Januar 2016 in 3 Exemplaren eingereicht zur Erlangung des vom
Fachhochschulrat der Hochschule Luzern ausgestellten Diploms für **Soziokulturelle Animation**.

Diese Arbeit ist Eigentum der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit. Sie enthält die persönliche Stellungnahme
des Autors/der Autorin bzw. der Autorinnen und Autoren.

Veröffentlichungen – auch auszugsweise – bedürfen der ausdrücklichen Genehmigung durch die Leitung
Bachelor.

Reg. Nr.:

Vorwort der Schulleitung

Die Bachelor-Arbeit ist Bestandteil und Abschluss der beruflichen Ausbildung an der Hochschule Luzern, Soziale Arbeit. Mit dieser Arbeit zeigen die Studierenden, dass sie fähig sind, einer berufsrelevanten Fragestellung systematisch nachzugehen, Antworten zu dieser Fragestellung zu erarbeiten und die eigenen Einsichten klar darzulegen. Das während der Ausbildung erworbene Wissen setzen sie so in Konsequenzen und Schlussfolgerungen für die eigene berufliche Praxis um.

Die Bachelor-Arbeit wird in Einzel- oder Gruppenarbeit parallel zum Unterricht im Zeitraum von zehn Monaten geschrieben. Gruppendynamische Aspekte, Eigenverantwortung, Auseinandersetzung mit formalen und konkret-subjektiven Ansprüchen und Standpunkten sowie die Behauptung in stark belasteten Situationen gehören also zum Kontext der Arbeit.

Von einer gefestigten Berufsidentität aus sind die neuen Fachleute fähig, soziale Probleme als ihren Gegenstand zu beurteilen und zu bewerten. Soziokulturell-animatorisches Denken und Handeln ist vernetztes, ganzheitliches Denken und präzises, konkretes Handeln. Es ist daher nahe liegend, dass die Diplomandinnen und Diplomanden ihre Themen von verschiedenen Seiten beleuchten und betrachten, den eigenen Standpunkt klären und Stellung beziehen sowie auf der Handlungsebene Lösungsvorschläge oder Postulate formulieren.

Ihre Bachelor-Arbeit ist somit ein wichtiger Fachbeitrag an die breite thematische Entwicklung der professionellen Sozialen Arbeit im Spannungsfeld von Praxis und Wissenschaft. In diesem Sinne wünschen wir, dass die zukünftigen Soziokulturellen Animatorinnen mit ihrem Beitrag auf fachliches Echo stossen und ihre Anregungen und Impulse von den Fachleuten aufgenommen werden.

Luzern, im Januar 2016

Hochschule Luzern, Soziale Arbeit
Leitung Bachelor

Abstract

Der gesellschaftliche Wandel prägt auch die Entwicklung von Städten und Agglomerationsgemeinden. Im Laufe der Zeit wurden mancherorts Infrastrukturen abgebaut, welche einen wichtigen Bestandteil des dörflichen Zusammenlebens darstellen. Diesen Gemeinden fehlen heute infrastrukturelle Begegnungsmöglichkeiten.

Die Autorinnen Daniela Huber und Claudia Weik nehmen die Gemeinde Hüttikon als Beispiel, um die Konsequenzen solcher Entwicklungen aufzuzeigen. Mit den neuzugezogenen Städterinnen und Städtern der Siedlung „Am Brunnen“ führten sie Interviews und fanden heraus, was die Befragten zu einem Umzug aufs Land bewog, welches ihre Vorstellungen bezüglich des neuen Orts sind und welche Befürchtungen bezüglich der Lebensumstellung (Stadt/Land) damit einhergehen. Den Fokus setzen die Autorinnen dabei auf die Integrationsabsichten der Neuzugezogenen in der dörflichen Nachbarschaft sowie die Unterstützung dazu seitens der Gemeinde. Wie wollen und können sich die Interviewten integrieren und welche Möglichkeiten in Anbetracht der rasanten Entwicklung bieten sich ihnen?

Anhand der gesammelten Aussagen konnten die Autorinnen die Werte und Normen der befragten Personen einem spezifischen Milieu zuzuordnen. Dadurch werden die geäußerten Wünsche, Erwartungen und Befürchtungen sowie die Integrationsabsichten verständlich und erklärbar. Mittels Theorien zum Sozialkapital werden die Ergebnisse in einen soziokulturellen Kontext gestellt.

Mit Blick auf die Veränderungen in Hüttikon, mit dem erworbenen theoretischen Wissen und den Überlegungen dazu ist es den Autorinnen möglich, einen Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation zu definieren und diesen auch zu begründen.

Dank

Unser besonderer Dank geht an alle interviewten Personen der Siedlung „Am Brunnen“ in Hüttikon für ihr Vertrauen, ihre Offenheit und die freundliche Beantwortung unserer Fragen. Ohne sie gäbe es diese Forschungsarbeit nicht.

Prof. Beatrice Durrer Eggerschwiler von der Hochschule Luzern danken wir für die wegweisenden und informativen Fachpoolgespräche.

Ebenso ein herzliches Dankeschön an Elisabeth und Marion Weik für das Korrekturlesen, Albert Suana und Tamara und Bruno Huber für das kritische Nachfragen und die guten Diskussionen zur Arbeit.

Inhalt

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	7
1. Einleitung	8
1.1. Anlass zur Forschungsarbeit	8
1.2. Ausgangslage	9
1.3. Abgrenzung.....	10
1.4. Ziel der Forschung	10
1.5. Fragestellung	10
1.6. Adressatinnen und Adressaten.....	11
1.7. Berufsrelevanz	11
1.8. Aufbau der Arbeit	11
2. Theoretische Grundlagen und zentrale Begriffe.....	13
2.1. Raumtypologien der Schweiz.....	13
2.1.1. Gemeindetypologie des Bundesamts für Statistik (BFS).....	13
2.1.2. Typologien der Schweiz gemäss Bundesamt für Raumplanung (ARE).....	15
2.1.3. Die Eingliederung Hüttikons als Agglomerationsgemeinde.....	16
2.2. Strategiepapier Agglomerationspolitik des Bundes 2016+.....	18
2.3. Soziale Strukturen.....	20
2.3.1. Stände, Klassen, Schichten	20
2.3.2. Soziale Lagen, Milieus, Lebensstile	22
2.3.3. Sinus Milieus	24
2.4. Das Konzept des Sozialkapitals	27
2.4.1. Definition des Sozialkapitals	27
2.4.2. Sozialkapital nach Pierre Bourdieu	28
2.4.3. Sozialkapital nach James S. Coleman.....	28
2.4.4. Sozialkapital nach Robert D. Putnam.....	29
2.4.5. Sozialkapital nach Markus Freitag	30
2.4.6. Das Sozialkapital in der Schweiz	33
2.4.7. Schattenseiten des Sozialkapitals	34
3. Methodisches Vorgehen.....	35
3.1. Forschungsziel und Forschungsfragen	35
3.2. Forschungsdesign	35
3.3. Datenerhebung.....	36
3.3.1. Sampling	36
3.3.2. Entwicklung des Leitfadens	37

3.3.3. Datenerfassung.....	39
3.3.4. Datenaufbereitung und -auswertung	40
4. Ergebnisse.....	42
4.1. Übersicht über die interviewten Personen.....	42
4.2. Kategorisierung der Aussagen	42
4.3. Abbildung der Forschungsergebnisse	44
4.3.1. Aussagen zu Leitfrage 1: Motivation, Vorstellungen und Wünsche sowie Befürchtungen.....	44
4.3.2. Aussagen zur Leitfrage 2: Integration, Kohäsion, Zusammenleben.....	47
5. Diskussion der Ergebnisse	53
5.1. Milieubezug	53
5.2. Integration in der Gemeinde	55
5.3. Bezug zum Sozialkapital.....	55
6. Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation.....	58
6.1. Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation auf der Ebene der Siedlung	58
6.2. Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation auf der Ebene der dörflichen Nachbarschaft und der Gemeinde	59
7. Fazit	63
Literaturverzeichnis	65

Hinweis: Die gesamte Arbeit wurde von Daniela Huber und Claudia Weik gemeinsam verfasst.

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

- Abbildung 1: Landschaftsarchitekten von Pechmann, Zürich (ohne Datum). *Broschüre «Wohnüberbauung „Am Brunnen Hüttikon“»*, Ergänzt mit roter Einfassung der Siedlung durch die Autorinnen, gefunden unter: http://www.vonpechmann.ch/wohnumfeld/von_pechmann_am-brunnen_huettikon.pdf
- Abbildung 2: Amt für Raumplanung (2000). *ARE Monitoring ländlicher Raum Schweiz / Raumtypologien*, Gefunden unter: http://www.are.admin.ch/themen/laendlich/00792/index.html?lang=de&download=NHZLpZeg7t%2cInp6lONTU042l2Z6ln1acy4Zn4Z2qZpnO2YUq2Z6gpJCDd4J%2cfGym162epYbg2c_JjKbNoKSn6A--
- Abbildung 3: Bundesamt für Statistik BSF (2000). *Statistischer Atlas der Schweiz, Gemeindetypologie*, Gefunden unter: https://www.atlas.bfs.admin.ch/maps/13/de/3199_3198_3191_227/3601.html
- Abbildung 4: Amt für Raumplanung (2000). *ARE Monitoring ländlicher Raum Schweiz / Raumtypologien*, Gefunden unter: http://www.are.admin.ch/themen/laendlich/00792/index.html?lang=de&download=NHZLpZeg7t%2cInp6lONTU042l2Z6ln1acy4Zn4Z2qZpnO2YUq2Z6gpJCDd4J%2cfGym162epYbg2c_JjKbNoKSn6A--
- Abbildung 5: Bundesamt für Statistik BSF (2014). *Raum mit städtischem Charakter der Schweiz 2012*, Gefunden unter: http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/regionen/11/geo/raeumliche_typologien/00.html
- Abbildung 6: Bundesamt für Statistik BSF (2014). *Raum mit städtischem Charakter der Schweiz 2012*, Gefunden unter: http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/regionen/11/geo/raeumliche_typologien/00.html
- Abbildung 7: publisuisse.ch (2013). *Sinus-Milieus 2013 in der Schweiz*, Gefunden unter: <http://www.publisuisse.ch/107002>
- Abbildung 8: Forschungsdesign (eigene Darstellung)
- Abbildung 9: publisuisse.ch (2013). *Trendprofil „Gehoben Bürgerliche“* Gefunden unter: <http://www.publisuisse.ch/107002>
- Abbildung 10: Schweizer Radio und Fernsehen SRF (2015) *«Schweiz Aktuell» zum Thema „Alles neu in Hüttikon“* Gefunden unter: <http://www.srf.ch/sendungen/schweiz-aktuell/alles-neu-in-huettikon>
- Tabelle 1: Tabellarische Übersicht zum Sozialkapital von Bourdieu, Coleman und Putnam (eigene Darstellung)
- Tabelle 2: SPSS-Methode nach Helfferich, 2011, (eigene Darstellung)
- Tabelle 3: Unterfragen zur Leitfrage 1 (eigene Darstellung)
- Tabelle 4: Unterfragen zur Leitfrage 2 (eigene Darstellung)
- Tabelle 5: Fünf Auswertungsstufen nach Meuser und Nagel, 1991, (eigene Darstellung)
- Tabelle 6: Auszug eines paraphrasierten, kategorisierten Interviews zur 1. Leitfrage
- Tabelle 7: Auszug eines paraphrasierten, kategorisierten Interviews zur 2. Leitfrage

1. Einleitung

Die vorliegende Forschungsarbeit beleuchtet die Motivation von Personen, welche aus dem urbanen Raum in „ländliche Agglomerationsgebiete“ ziehen, ihre Vorstellungen und Wünsche sowie die damit verbundenen Befürchtungen. Des Weiteren wird der Frage nachgegangen, inwiefern sich diese Personen in die Dorfgemeinschaft integrieren und sich für das Dorfleben engagieren wollen und können. Mittels qualitativer Forschung in Form von Interviews wurden Daten gewonnen, miteinander verglichen und bereits vorliegenden Studien beziehungsweise Aussagen von Fachpersonen gegenübergestellt. Daraus eruierten die Autorinnen einen Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation im „ländlichen Agglomerationsraum“.

Genderaspekt

Um die Lesbarkeit zu vereinfachen, wird in diesem Text wenn immer möglich auf die neutrale Form zurückgegriffen. Wo dies nicht möglich ist, werden die weibliche und die männliche Form verwendet.

Begriffsdefinition

Aufgrund der Literatur, welche für die Forschungsarbeit konsultiert wurde, werden die Begriffe Sozialkapital und soziales Kapital synonym verwendet. Die Autorinnen beschränken sich auf den Begriff Sozialkapital, ausgenommen sind Zitate aus der Fachliteratur. Auf diese Definition wird im Kapitel 2.4 vertieft eingegangen.

Für die Benennung des erforschten Raums einigten sich die Autorinnen auf den Ausdruck „ländlicher Agglomerationsraum“. Diese Definition ist eine Eigenkreation und wird im Kapitel 2.1 noch genauer erläutert.

1.1. Anlass zur Forschungsarbeit

Durch einen Artikel, der am 10. Mai 2013 im Tagesanzeiger mit dem Titel „Wie viel Platz gibt es in der heilen Welt“ erschien, wurden die Autorinnen der vorliegenden Forschungsarbeit auf die neue Überbauung (siehe Anhang A) und den damit einhergehenden Bevölkerungszuwachs in Hüttikon, Kanton Zürich, aufmerksam. In der Folge berichteten verschiedene Medien in regelmässigen Abständen über dieses Bauvorhaben, welches die Gemeinde Hüttikon massgeblich verändern sollte, was die Autorinnen aufmerksam mitverfolgten. Zum Zeitpunkt der Entscheidung für diese Bachelorarbeit im Herbst 2014 war klar, dass sich die Autorinnen mit der Entwicklung in Hüttikon vertieft auseinandersetzen wollten. In Anbetracht dessen, dass die Gemeinde Hüttikon nur marginale infrastrukturelle Begegnungsmöglichkeiten aufweist, interessierte die Autorinnen insbesondere, welche Motivation die Neuzugezogenen zu einem Umzug nach Hüttikon bewog, welche Vorstellungen sie vom Leben auf dem Land haben, welche Befürchtungen sie damit verbinden und vor allem, wie sie sich in der ländlichen Gemeinde integrieren wollen und können.

Während der Recherchephase ergab es sich, dass das Schweizer Fernsehen eine fünfteilige Sendung zu Hüttikon drehte, in welcher Neuzuzügerinnen und Neuzuzüger, Fachpersonen der Raumplanung sowie Menschen aus dem sozialen und politischen Leben der Gemeinde interviewt wurden. Diese jeweils 15-minütigen Sendungen wurden vom 13. – 17. Juli 2015 in der Rubrik «Schweiz Aktuell» auf SRF 1

ausgestrahlt und zeigten die Entwicklung vom Landverkauf bis hin zum Bezug der neuen Häuser. Ein Teil dieser Aussagen wurde in der vorliegenden Arbeit berücksichtigt, wenn auch nicht detailliert behandelt.

1.2. Ausgangslage

Der Bezug der Sozialen Arbeit, insbesondere der Soziokulturellen Animation, zu Raum und Raumentwicklung ist hoch im Kurs. Wurde in den Anfängen vor allem die Stadt als sozialer Raum in den Fokus genommen, so hat die sozialraumorientierte Soziokulturelle Animation inzwischen durch den gesellschaftlichen Wandel und die Urbanisierung von Agglomerationen sowie die rasante Entwicklung von ländlichen Gemeinden auch dort an Bedeutung gewonnen. Doch nicht nur die Soziokulturelle Animation beschäftigt sich mit diesem Thema. Auch der Bund ist bezüglich Raumplanung und Nachhaltigkeit auf allen Ebenen gefordert, wie sich in seinem Strategiepapier «Agglomerationspolitik 2016+» zeigt (vgl. Kapitel 2.2).

Analog zu dieser Entwicklung wird in verschiedenen Artikeln und Fachbeiträgen die Auflösung dörflicher Strukturen diskutiert. Durch Wegrationalisierung von Dorfläden, Poststellen oder Bahnschaltern etc. verschwinden Orte der Begegnung. Den Dörfern wird dadurch die Grundlage für Begegnungen zwischen den Dorfbewohnerinnen und -bewohnern entzogen. Diesem Spannungsfeld wollen die Autorinnen mit der vorliegenden Forschungsarbeit auf den Grund gehen, wobei sie explizit von den Aussagen der Neuzuzügerinnen und Neuzuzüger ausgehen.

In der Auseinandersetzung mit dem Forschungsgegenstand wurden neben den relevanten sozial-räumlichen Entwicklungen auch viele weitere Themen sichtbar, beispielsweise die ökonomischen Zwänge junger Familien, welche mit dem Wunsch nach einem Eigenheim einhergehen sowie die Verortung ihrer Milieus und Handlungsfähigkeit.

Hüttikon ist mit 162 Hektaren die flächenmässig kleinste Gemeinde des Kantons Zürich (Statistisches Amt, Kanton Zürich, 2015). Mit 681 Einwohnerinnen und Einwohnern (Stand 2014) ist Hüttikon auch in Bezug auf die Einwohnerzahl eine kleine Gemeinde. Hüttikon gehört zum Bezirk Dielsdorf und liegt im unteren Furttal, angrenzend an den Kanton Aargau. Mit der Überbauung „Am Brunnen“ wuchs die Einwohnerzahl Hüttikons um beinahe 200 Personen, also um über ein Drittel der ursprünglichen Bevölkerung. In die 64 Häuser (fast alle davon sind Reiheneinfamilienhäuser) zogen beinahe ausschliesslich junge Familien aus urbanen Gemeinden oder aus der Stadt. Signifikant für die Gemeinde ist nicht nur der Anstieg der Einwohnerzahl nach Bezug der neuen Siedlung, sondern auch deren demografische Zusammensetzung: Im Jahr 2013 gab es in Hüttikon 39 Kinder unter 6 Jahren und 160 Erwachsene, die über 60 Jahre alt waren (Bundesamt für Statistik, 2013). Nach Bezug der Siedlung, so haben die Autorinnen ausgerechnet, steigt die Anzahl der Kinder im Vorschulalter auf ca. 140 und der Anteil der Erwachsenen unter 60 Jahren übersteigt den der über 60-Jährigen bei weitem. Die Bevölkerung wächst, das Durchschnittsalter sinkt und gleichzeitig verfügt das Dorf kaum über Infrastruktur. Einzig ein Restaurant, das Strohdachhaus für kulturelle Anlässe und ein kleiner öffentlicher Spielplatz sind vorhanden. Der Kindergarten und die Schule werden von den Gemeinden Hüttikon und Dänikon gemeinsam betrieben und liegen ausserhalb, zwischen diesen beiden Dörfern. Diese Ausgangslage diente den Autorinnen als plausible Grundlage, um nach einem Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation zu forschen.

1.3. Abgrenzung

Der Blick, den die Autorinnen auf die neu entstandene Siedlung werfen, hat nicht die Biografien der befragten Individuen im Fokus, sondern die Gemeinsamkeiten in deren Aussagen. Auch wurde kein spezielles Augenmerk auf das Thema Migrationshintergrund gerichtet, obwohl die meisten Befragten einen solchen ausweisen (siehe Kapitel 3, Methodisches Vorgehen). Es wird in dieser Forschungsarbeit des Weiteren nicht auf raumpolitische Themen wie z.B. Zersiedelung oder Gentrifizierung eingegangen – auch wenn diese Themen auf der Makro-Ebene wesentlichen Einfluss haben. Da die Siedlung erst im Frühjahr 2015 bezogen wurde, ist es nicht möglich, eine Entwicklung in Bezug auf die Integration darzulegen. Hingegen konnten aus den Aussagen der Befragten deren derzeitige Haltung und Bereitschaft in Bezug auf das Zusammenleben im Dorf eruiert werden.

1.4. Ziel der Forschung

Diese Forschungsarbeit hat zum Ziel, die gemeinsamen Beweggründe der Neuzuziehenden für einen Umzug von urbanen Gemeinden oder von der Stadt in die ländliche Agglomeration festzustellen und herauszufinden, in welchem Mass sich die Neuzugezogenen am neuen Ort integrieren wollen/können. Die Aussagen der interviewten Neuzugezogenen werden auf ihre Gemeinsamkeiten überprüft und in Relation zu den konstatierten Milieus sowie in Bezug auf das Sozialkapital durchleuchtet. Mittels Theoriebezügen werden die gewonnen Erkenntnisse beschrieben und erklärt. Daraus werden die Handlungsfelder der Soziokulturellen Animation erschlossen beziehungsweise aufgezeigt.

1.5. Fragestellung

Gemäss der Ausgangslage sowie der Zielsetzung der Forschungsarbeit wurden die folgenden Hauptfragen formuliert:

- 1. Welche Motivation war für Zuziehende aus urbanen Gemeinden bzw. der Stadt ausschlaggebend für den Umzug in den „ländlichen Agglomerationsraum“ und welche Erwartungen und Befürchtungen in Bezug auf die Gemeinde und die Nachbarschaft werden damit verknüpft?**
- 2. Wie stellen sich die Neuzugezogenen in Hüttikon das Zusammenleben vor und inwieweit wollen/können sie sich für ihre Integration in der Gemeinde einsetzen?**

Aus den Resultaten dieser Fragestellung entwickeln die Autorinnen einen Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation zur weiteren Entwicklung des Dorfs in Bezug auf die Integration und den Zusammenhalt der Bewohnerinnen und Bewohner.

1.6. Adressatinnen und Adressaten

Die vorliegende Forschungsarbeit richtet sich an Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren in „ländlichen Agglomerationsgemeinden“, an Fachpersonen in der Gemeinwesenarbeit und generell an Personen, welche sich mit der sozialräumlichen Entwicklung der Schweiz auseinandersetzen.

Das Beispiel Hüttikon lässt – so sind die Autorinnen überzeugt – Rückschlüsse auf die Entwicklung anderer Agglomerationsgemeinden im ländlichen Raum zu, welche einem ähnlichen Wandel ausgesetzt sind. Diese Forschungsarbeit bringt den Adressatinnen und Adressaten einen Nutzen, indem sie deutlich macht, dass präventive Massnahmen im Rahmen der Gemeindeentwicklung nötig sind und mögliche Interventionen zur Verbesserung des gemeinschaftlichen Zusammenlebens aufzeigt.

1.7. Berufsrelevanz

Gemäss Gregor Husi (2010) fördert die Soziokulturelle Animation den Zusammenhalt der Gesellschaft, indem sie zwischen unterschiedlichen Menschen und Gruppierungen vermittelt. Sie handelt insbesondere dort, wo sich Schnittstellen oder Zwischenräume sozialer oder kultureller Natur auftun. Sie baut Brücken zwischen Systemen und Lebenswelten sowie zwischen den Lebenswelten der Individuen selbst und sie ermöglicht und stützt die Teilhabe und Teilnahme aller innerhalb einer Gemeinschaft/eines Systems. Sie befähigt die Menschen, aktiver am Leben des Gemeinwesens teilzunehmen. Ebenso nimmt sie präventive Funktionen wahr, da sie Probleme früh thematisiert und diese auch kommuniziert (S. 98 – 101). Im Fall der vorliegenden Forschungsarbeit heisst das, den Neuzugezogenen in Hüttikon eine Beteiligung in der Gemeinde zu erleichtern, indem die Menschen miteinander in Verbindung gebracht und Vernetzungen zwischen der alteingesessenen Dorfbevölkerung und den Neuzugezogenen ermöglicht werden. Dadurch leistet die Soziokulturelle Animation einen Beitrag zur Integration in der Gemeinde Hüttikon.

1.8. Aufbau der Arbeit

Diese Forschungsarbeit ist in sieben Hauptkapitel unterteilt. Auf die Einleitung folgen im zweiten Kapitel die Erklärung der verwendeten Begriffe sowie die theoretischen Grundlagen, auf denen die weiteren Kapitel aufbauen.

Folgende Begriffe und Theorien werden im zweiten Kapitel erläutert:

- Raumtypologie der Schweiz gemäss dem Bundesamt für Statistik (BFS) und dem Bundesamt für Raumplanung (ARE)
- Strategiepapier «Agglomerationspolitik des Bundes 2016+»
- Soziale Lage und Lebensziele
- Milieus und Lebensstilbegriff
- Sinus-Milieus
- Sozialkapital

Das Vorgehen der Autorinnen für die Forschungsarbeit wird im Kapitel 3 aufgezeigt und beschrieben. Im Kapitel 4 werden die Ergebnisse der Befragungen ausführlich dargestellt. Im Kapitel 5 werden sie anhand der Theorien diskutiert und in Kapitel 6 wird der Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation im Dorf Hüttikon abgeleitet. In Kapitel 7 ziehen die Autorinnen ihr Fazit.

2. Theoretische Grundlagen und zentrale Begriffe

2.1. Raumtypologien der Schweiz

Im folgenden Kapitel werden Definitionen und Begriffe zu den Raumtypologien der Schweiz erläutert sowie das Dorf Hüttikon in der Raumtypologie Schweiz verortet. Die Autorinnen einigten sich für ihre Forschungsarbeit auf den Ausdruck „ländliche Agglomerationsgemeinde/ländlicher Agglomerationsraum“, da sie der Meinung sind, dass – mit Blick auf die Aussagen der Neuzugezogenen – „Agglomerationsgemeinden/oder Agglomerationsraum“ nur ungenau treffende Begriffe sind. In den Köpfen der Befragten liegt Hüttikon auf dem Land, auch wenn es, wie weiter unten ersichtlich wird, raumtypologisch nicht zum ländlichen Raum gezählt wird. Die Autorinnen messen der Konnotation ihrer Interviewpartnerinnen und -partner zum „Leben auf dem Land“ eine wesentliche Bedeutung bei und tragen dieser somit Rechnung.

Die Entwicklung des Dorfs Hüttikon steht in einem Kontext, welcher die Gemeindeentwicklung in der ganzen Schweiz umfasst. Der gesellschaftliche Wandel beeinflusst auch die Raumentwicklung und damit die Struktur der Räume. Diese haben sich in den letzten 20 Jahren wesentlich verändert. Mit dem Bevölkerungswachstum, der Ausdehnung der Städte, der Abwanderung der Bevölkerung aus der Stadt in umliegende Gebiete sowie dem Ausbau des Verkehrsnetzes entstanden neue Strukturen.

Nachfolgend eine kurze historische Abhandlung der Datenerhebung zur Raumtypologie Schweiz:

2.1.1. Gemeindetypologie des Bundesamts für Statistik (BFS)

Die Volkszählungen der Jahre 1980 und 1990 bildeten für das Bundesamt für Statistik (BFS) die Grundlage für die Erarbeitung des Bandes „Raumtypologien Schweiz“, in dem die wichtigsten politischen, administrativen und statistischen Regionalisierungen der Schweiz festgehalten wurden. Aufgrund der Volkszählung im Jahr 2000 wurde dieses Nachschlagewerk aktualisiert und ergänzt.

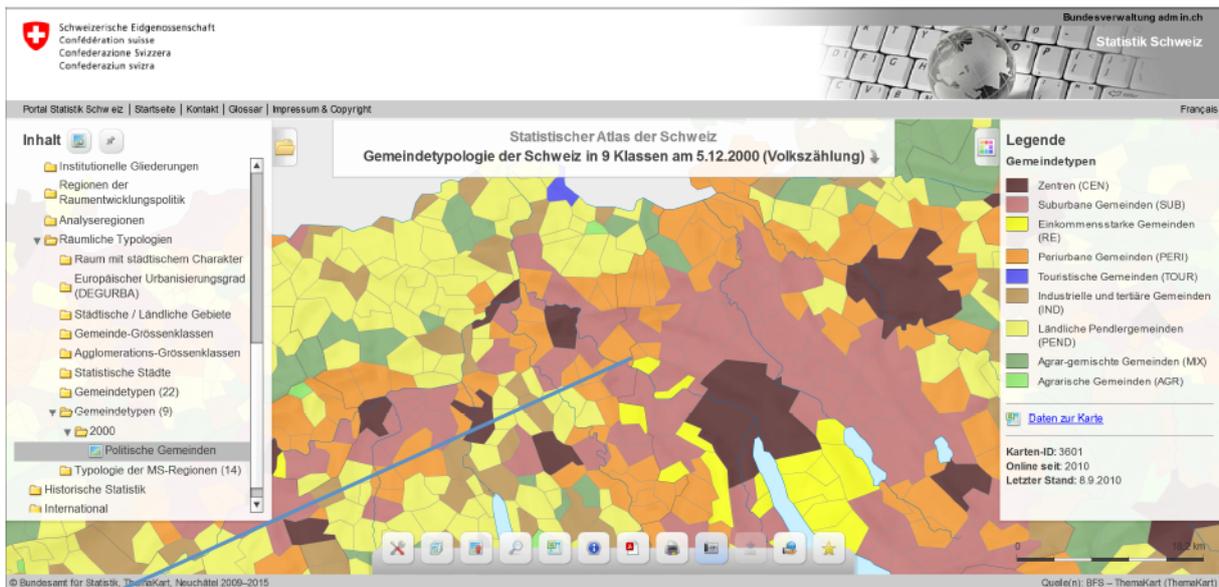
Gemäss der Broschüre des Bundesamts für Raumplanung (ARE, 2000) diene als strukturierendes Merkmal zunächst die Regionszugehörigkeit, wobei nach gross-, mittel-, und kleinzentralen sowie peripheren Regionen unterschieden wurde. Innerhalb derselben wurde für Agglomerationsgemeinden nach Kriterien der Arbeitsplatzintensität, der Gebäudestruktur und des Einkommens der Bevölkerung differenziert, für Gemeinden ausserhalb der Agglomerationen nach der dominanten Wirtschaftsstruktur der Bevölkerung. Die gebildeten zweiundzwanzig Gemeindetypen sind zu neun Haupttypen zusammengefasst worden (S. 6). Die Typologie, welcher Hüttikon zugeordnet wurde, ist blau eingefärbt.

Haupttypen	Gemeindetypen
Zentren	Grosszentren Mittelzentren Kleinzentren
Suburbane Gemeinden	Arbeitsplatzgemeinden metropolitaner Regionen Suburbane Gemeinden metropolitaner Regionen Arbeitsplatzgemeinden nicht-metropolitaner Regionen Suburbane Gemeinden nicht-metropolitaner Regionen
Einkommensstarke Gemeinden	Einkommensstarke Gemeinden

Periurbane Gemeinden	Periurbane Gemeinden metropolitaner Regionen Periurbane Gemeinden nicht-metropolitaner Regionen
Touristische Gemeinden	Touristische Gemeinden Semitouristische Gemeinden
Industrielle und tertiäre Gemeinden	Peripheriezentren Gemeinden mit Heimen und Institutionen Industriell-tertiäre Gemeinden Industrielle Gemeinden
Ländliche Pendlergemeinden	Wegpendlergemeinden mit hoher Zuwanderung Wegpendlergemeinden mit geringer Zuwanderung
Agrar-gemischte Gemeinden	Agrar-industrielle Gemeinden Agrar-tertiäre Gemeinden
Agrarische Gemeinden	Agrarische Gemeinden Gemeinden mit starkem Bevölkerungsrückgang

Abbildung 2: Gemeindetypologie des BFS in 9 Klassen, Gemeindestand 4.12.2000, (eigene Darstellung basierend auf ARE Monitoring ländlicher Raum Schweiz / Raumtypologien, S. 7)

In der nachfolgenden Karte des Bundesamts für Statistik (BFS) wird die Einteilung der Gemeinde Hüttikon gemäss oben stehendem Schema aus dem Jahre 2000 in einer Atlas-Karte nochmals aufgezeigt.



Hüttikon

Abbildung 3: Statistischer Atlas der Schweiz, Gemeindetypologie des BFS in 9 Klassen, Gemeindestand 4.12.2000 (ergänzt)

Das Bundesamt für Statistik (BFS) ordnete die Gemeinde Hüttikon im Jahr 2000 also dem Begriff „Periurbane Gemeinde eines Metropolraumes“ zu. In der unten folgenden Definition verzichteten die Autorinnen auf die Messwerte für diese Einteilung und listen nur die Hauptmerkmale auf, welche für das BFS ausschlaggebend waren. Gemäss Martin Schuler und Dominique Joye (1988, S. 12), welche im Auftrag des BFS die Gemeinden der Schweiz typologisierten, zeichnen sich „Periurbane Gemeinden eines Metropolraumes“ per Definition wie folgt aus:

- Die Gemeinde liegt in einem Agglomerationsgürtel (in diesem Fall von Zürich)
- Die Gemeinde hat einen Mehrfamilienhausanteil (Häuser mit mehr als 2 Wohnungen) von weniger als 40.5 %
- Die Gemeinde gehört nicht zur Kategorie „einkommensstarke Gemeinde“ – Bemessung aufgrund des durchschnittlichen realen Steuereinkommens der natürlichen Personen
- Die Gemeinde ist keine Arbeitsplatzgemeinde – die Gemeinde verfügt in den drei Sektoren Land-/Forstwirtschaft, Industrie und Dienstleistungen nur über wenige Arbeitsplätze

2.1.2. Typologien der Schweiz gemäss Bundesamt für Raumplanung (ARE)

Ergänzend zum Bundesamt für Statistik (BFS) unterteilte das Bundesamt für Raumplanung (ARE) im Jahr 2000 die Schweiz nach der Methode der so genannten „Problem- und potenzialorientierten Raumtypologie“. Dabei unterschied das ARE vier Klassen von Gebietsräumen und unterteilte diese wiederum in elf Unterkategorien. Diese Typologien waren stärker detailliert und zeigten, dass die periurbanen Räume mit einer mässigen ÖV-Erreichbarkeit (OeV), aber einer guten Erreichbarkeit betreffend motorisiertem Individualverkehr (MIV), den grössten Gemeinde- und Flächenanteil besitzen (S. 4). Erneut blau eingefärbt die Typologie, in der Hüttikon verortet wird.

Gebietsräume	Unterkategorien
Agglomerationen und isolierte Städte	Agglomeration und isolierte Städte
Periurbaner ländlicher Raum	<p>gute OeV- und gute MIV-Erreichbarkeit mässige OeV- und gute MIV-Erreichbarkeit <i>Für die OeV- und MIV-Erreichbarkeit von Hüttikon bedeutet das eine Fahrzeit von über 20 Minuten bis zur nächstgelegenen Agglomeration.</i> mässige OeV- und mässige MIV- Erreichbarkeit periurbane ländliche Zentren ^{e)}</p>
Alpine Tourismuszentren	<p>ausserhalb der Agglomeration innerhalb der Agglomeration</p>
Peripherer ländlicher Raum	<p>periphere Zentren (5001-10'000 Einw.) periphere Kleinzentren (2001-5000 Einw.) peripherer ländlicher Raum (501-2000 Einw.) peripherer bevölkerungsarmer Raum (bis 500 Einw.)</p>

Abbildung 4: Raumtypologien ARE (eigene Darstellung basierend auf ARE Monitoring ländlicher Raum Schweiz / Raumtypologien, 2000, S. 2)

2.1.3. Die Eingliederung Hüttikons als Agglomerationsgemeinde

Die Volkszählung im Jahr 2000, auf deren Daten die oben dargestellten Typologien beruhen, war die letzte ihrer Art. Seither wurden keine so genauen und ausführlichen Daten mehr erhoben und das Bundesamt für Statistik (BFS) sowie das Bundesamt für Raumentwicklung (ARE) bedienen sich betreffend Raumtypologien anderer, neuer Grundlagen für die Einteilung und Kategorisierung der Gemeinden.

So entwickelte das Bundesamt für Statistik (2012) eine Definition mit dem Titel «Raum mit städtischem Charakter 2012». Basierend auf einheitlichen Kriterien und Schwellenwerten, welche auch morphologische sowie funktionelle Kriterien beinhalten, wurden die Gemeinden neu zugewiesen (S. 2).

Die wichtigste Erneuerung bei diesem Vorgehen war das Herausschälen von Agglomerationskernen und Agglomerationsgürteln sowie die Festlegung der Regionen und Gemeinden, die zu einer Agglomeration gehören. Hinzu kamen mehrfach orientierte Gemeinden, also Gemeinden, welche sich auf verschiedene Agglomerationsgürtel ausrichten und Kerne ausserhalb von Agglomerationen. Nach dieser Methode bildet Zürich, als Kerngemeinde mit insgesamt 1.28 Millionen Einwohnern, die grösste Agglomeration der Schweiz, gefolgt von Basel und Genf (S.3). Schaut man sich den zugehörigen Agglomerationsgürtel an, so staunt man auf den ersten Blick, dass Hüttikon – eine augenscheinlich sehr ländliche Gemeinde – diesem Agglomerationsgürtel zugeordnet wird. Unter Berücksichtigung der dazu führenden Daten erklärt sich diese Zuordnung jedoch von selbst: Dem Agglomerationsgürtel werden Gemeinden zugewiesen, welche mit dem Agglomerationskern *funktional* verbunden sind. Hüttikon gehört zum Agglomerationsgürtel Zürich, weil mehr als ein Drittel der dort wohnhaften Beschäftigten in Zürich arbeitet. Die verwendeten Typologien des Raums erhalten mit dieser Methode also eine funktionale Zuordnung, was den historisch gewachsenen institutionellen Einfluss der Gemeinden minimiert und urbane Strukturen besser auszdifferenzieren möglich macht (S. 8).

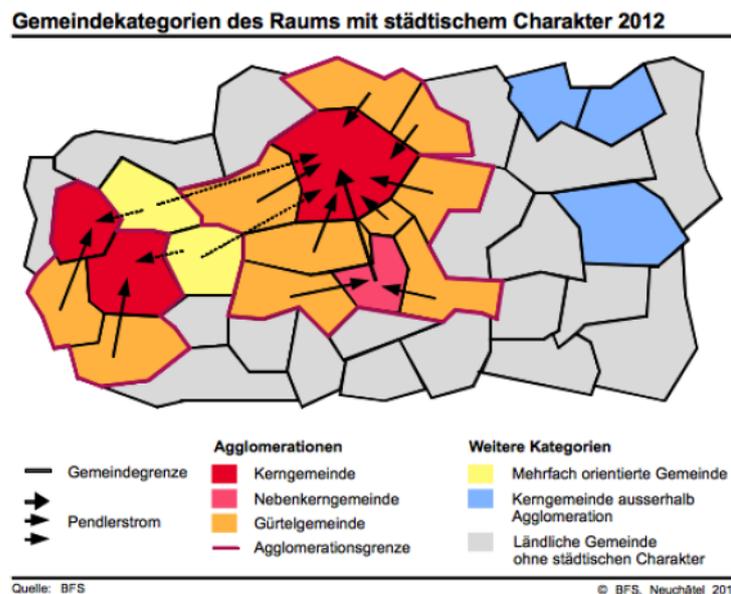
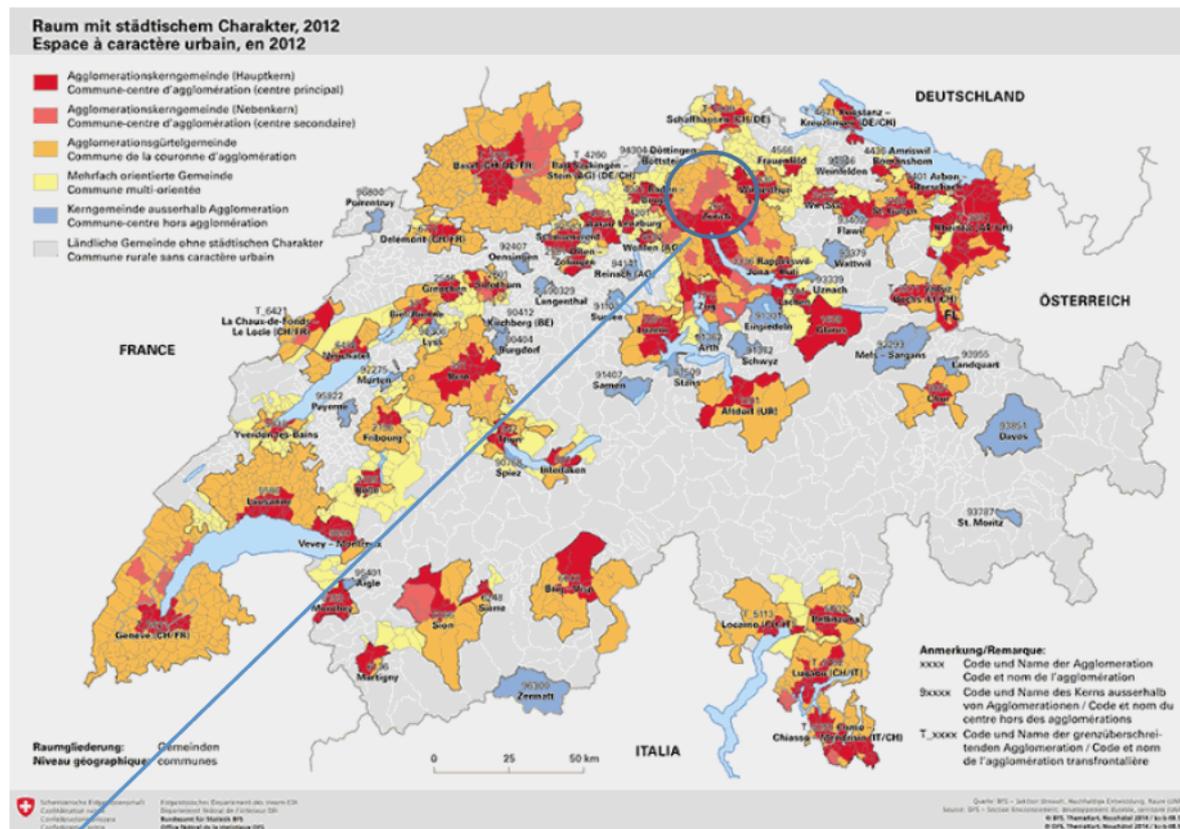


Abbildung 5: Raum mit städtischem Charakter 2012 (BFS 2014, S. 8)

Nachfolgend eine Übersichtskarte des BFS aus dem Jahr 2012, in der die Autorinnen den Standort von Hüttikon im Agglomerationsgürtel Zürich eingezeichnet haben :



Agglomerationsgürtel Zürich mit Hüttikon am linken Rand des Kreises.

Abbildung 6: Raum mit städtischem Charakter 2012, BSF 2014 (S. 5) (ergänzt)

Diese statistisch neu aufbereiteten Daten bildeten die Grundlage für einen Bericht des Bundesamts für Raumentwicklung (ARE), auf welchen die Autorinnen vertieft eingehen möchten, da er ihrer Forschungsarbeit einen übergeordneten Rahmen verleiht und ihnen erlaubt, die Entwicklung in Hüttikon auf der Makro-Ebene aufzuzeigen.

Das Bundesamt für Raumentwicklung (ARE) setzt sich seit langem mit dem gesellschaftlichen Wandel auseinander. Gemäss dem Bericht «Agglomerationspolitik des Bundes 2016+» (2015) erhalten Städte, Einzugsgebiete grosser Städte, so genannte Metropolitanräume, und Agglomerationen eine wachsende Bedeutung, da sie als Motoren fungieren und einen wesentlichen Beitrag zur wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung der Schweiz beitragen. Aufgrund des rasanten Wachstums der Städte, ihrer Ausbreitung in den Agglomerationsraum sowie der steigenden Mobilität sind Stadt und Land nicht mehr getrennt oder gegensätzlich anzusehen, sondern als eng verflochtene und sich gegenseitig beeinflussende Teile der Schweiz. Der demografische Wandel und die Entwicklung auf dem Wohnungsmarkt, so hält das Bundesamt für Raumplanung (ARE) fest, stellen auch den gesellschaftlichen Zusammenhalt auf die Probe (S. 5).

Hüttikon unterliegt zweifellos diesen Gesetzmässigkeiten. Schaut man sich die Aussagen der interviewten Personen in Kapitel 4 an, so widerspiegeln sich die theoretischen Überlegungen des Bundesamts für Raumplanung in den Aussagen der interviewten Personen aus Hüttikon. Eine der Hauptaussagen war denn auch, dass Hüttikon als Wohnort gewählt wurde, weil Zürich mit dem Auto innert relativ kurzer Zeit erreichbar sei. Dabei ist zu erwähnen, dass alle Befragten beziehungsweise ihre Partnerinnen/ Partner in Zürich arbeiten.

2.2. Strategiepapier Agglomerationspolitik des Bundes 2016+

Durch die Agglomerationspolitik des Bundes 2016+ (2015, S. 6) soll geregelt werden, dass dieser seine für eine nachhaltige Raumentwicklung gesteckten Ziele auch einhalten kann. Die Ziele, welche sich der Bund bis 2030 für die Agglomerationen gesetzt hat, sind:

- *Hohe Lebensqualität und einen starken inneren Zusammenhalt*
- *Hohe Standortattraktivität*
- *Qualitätsvolle Siedlungsentwicklung, ressourcenschonend und mit einer klaren Begrenzung ihrer räumlichen Ausdehnung*
- *Wirksame Zusammenarbeit der Agglomerationen mit ihren Kernstädten und ihren Gemeinden*

Im Kapitel 11 (Handlungsperimeter) des Strategiepapiers des Bundes «Agglomerationspolitik des Bundes 2016+» (2015), werden verschiedene Handlungsansätze beschrieben. Es wird erläutert, dass Metropolitanräume an Bedeutung gewinnen, da sich die Arbeitsteilung funktional-räumlich ausdifferenziert und die Infrastrukturen immer leistungsfähiger werden. Es bilden sich Agglomerationen, welche eine Kombination von städtischen Räumen, urbanen Kulturlandschaften und ökologisch wichtigen Landschaftsräumen aufweisen (S. 45). Daraus ergeben sich sechs Themenfelder, in welchen der Bund einen Handlungsbedarf in politischer Hinsicht ausmacht (S. 46 – 50). Auf zwei davon gehen die Autorinnen hier vertieft ein, da sie darin Parallelen zum Gegenstand ihrer Forschungsarbeit ausmachen.

➤ ***Nachhaltiger Städtebau und Freiraumentwicklung***

Unter dem Druck der wachsenden Städte werden Freiräume und natürliche Ressourcen immer knapper. Die Agglomerationspolitik des Bundes soll Anreize schaffen, die eine nachhaltige Siedlungspolitik und das Freihalten von Räumen mit hohen Natur- und Landschaftswerten ermöglicht. Dabei legt der Bund den Schwerpunkt jedoch auf die Entwicklung urbaner Gebiete (S. 48). Am Beispiel der Überbauung „Am Brunnen“ in Hüttikon wurde die Problematik der Umsetzung von themenbezogenen Richtlinien des Bundes sichtbar. Wilhelm Natrup, Amtschef des Bundesamts für Raumplanung ARE, sagte anlässlich der SRF-Sendung «Schweiz Aktuell» zum Thema „Alles neu in Hüttikon“ aus, dass es eine schwierige Aufgabe sei, das Bevölkerungswachstum und das Wirtschaftswachstum aufzufangen und gleichzeitig die hohe Standort- und Lebensqualität der Gemeinden zu bewahren (Folge 1 „Quantensprung in Hüttikon“, 13.7.2015). Die Rahmenbedingungen des kantonalen Richtplans wurden mit der Gemeinde Hüttikon vorgängig zum Bauvorhaben der neuen Siedlung besprochen. Hüttikon hat dabei zu verstehen gegeben, dass es weiter wachsen wolle, da das Dorf sonst nicht lebensfähig sei. Der Kanton hat Vorbehalte gegenüber dem kantonalen Richtplan des ARE, welches den politischen Auftrag erhalten hat, das

Wachstum vor allem auf die städtischen Regionen und die nahe gelegene Agglomeration zu konzentrieren und weniger auf die ländlichen Agglomerationsgebiete. Gemäss Natrup ist Hüttikon exemplarisch für andere Gemeinden im Kanton Zürich, welche in den letzten Jahren ebenfalls massiv gewachsen sind, was sie jeweils vor grosse Herausforderungen stellt.

➤ *Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts*

Das Strategiepapier des Bundes sieht unter dem Kapitel „Stärkung des gesellschaftlichen Zusammenhalts“ vor, diesen vor allem in urbanen Gemeinden aktiv zu fördern. Um Verdrängungsmechanismen, Segregation und gesellschaftlichen Spannungen vorzubeugen und um die Migrationsthematik unterstützend lenken zu können, entwickelt der Bund Impulsprogramme zur Förderung des gesellschaftlichen Zusammenhalts. Er definiert Strategien und Vorgaben und setzt sich mit finanziellen und fachlichen Mitteln dafür ein. Die Autorinnen sehen in diesem Zusammenhang auch einen zunehmenden Bedarf an Unterstützungsfunktionen in den ländlichen Agglomerationsgemeinden. Am Beispiel Hüttikon wird ersichtlich, dass Themen wie Integration in der Dorfgemeinde, das Überbrücken von sich differenzierenden Wertehaltungen und Normen zwischen Neuzugezogenen und der ursprünglichen Dorfgemeinschaft sowie die demografischen Unterschiede in der Zusammensetzung der Einwohnerinnen und Einwohner ernst zu nehmende Felder sind, in denen die Soziokulturelle Animation einen wichtigen Beitrag leisten kann. Ausserdem werden die fehlende Infrastruktur und der damit einhergehende organisatorische Aufwand für die Zuziehenden in den ländlichen Agglomerationsraum oftmals unterschätzt.

Ein Artikel von Iwan Städler aus dem Tages-Anzeiger vom 5. August 2014 zeigt eine Statistik des Kantons Zürich aus dem Jahr 2009 über die Wegzugerquote der letzten fünf Jahre. Hüttikon führt diese Statistik mit 61.46% in Bezug auf die Einwohnerzahl an. Hauptgrund dafür war allerdings die Schliessung des Gemüsebetriebs Imhof, welcher viele Saisonarbeiter beschäftigte und auf dessen Land heute die neue Siedlung „Am Brunnen“ steht. Das wirkte sich bis in die statistische Quote von 2012 aus. Die Schliessung von landwirtschaftlichen oder industriellen Betrieben in ländlichen Agglomerationsgemeinden hat also einen direkten Einfluss auf die Fluktuation in der Bevölkerung und in der Folge auch auf die Standortattraktivität.

Gemäss einem Artikel von Sabine Danuser in der Zeitschrift «Hausmagazin Schweiz» (2011), gibt es aber auch noch andere Gründe für eine hohe Fluktuation in ländlichen Agglomerationsgemeinden. Lukas Kramer, Geschäftsleiter des Beratungszentrums „Haus Club Schweiz“, macht darin folgende Feststellung: Immer mehr junge Familien wandern von der Stadt in die ländliche Agglomeration aus. Geleitet vom Traum, ein Eigenheim zu besitzen und ihre Kinder in naturnaher Umgebung aufwachsen zu lassen, machen sie sich auf die Suche nach einem Haus, das zu kaufen ist. Dabei wird die Umsetzung ihrer Träume von finanziellen Einschränkungen geleitet und treibt sie immer weiter weg von der Stadt oder urbaneren Gemeinden. Die Vorstellung vom Landleben wird bei vielen aus dem urbanen Raum kommenden Familien romantisiert. Das führt dazu, dass insbesondere die Frauen am neuen Ort unglücklich sind, da ihnen die sozialen Kontakte sowie die Infrastruktur fehlen, während der Mann in der Stadt arbeitet und am Feierabend seinem Eigenheim auf dem Land die Ruhe und Entspannung abgewinnen kann, die er sich vorgestellt hat. Dies führt vermehrt zu Spannungen in der Familie, wie an der steigenden Zahl von Ratsuchenden im Beratungszentrum festgestellt wurde. Oftmals verkaufen die betroffenen Familien ihr Eigenheim nach kurzer Zeit wieder und ziehen zurück in urbanere Gegenden (S. 12 – 17). In den im Kapitel 4 dargelegten Aussagen der befragten Personen konnten die Autorinnen dieses Phänomen ebenfalls

feststellen. Obwohl niemand von den Interviewten explizit nach Hüttikon ziehen wollte und die meisten gern in der Stadt geblieben wären, wurde das „Leben auf dem Land“ durchgehend positiv konnotiert.

2.3. Soziale Strukturen

Gemäss Stefan Hradil (2001) lebten und leben Menschen mehrheitlich nicht kontakt- oder beziehungslos, sondern eingebettet in sicheren zwischenmenschlichen Strukturen, wie z.B. Familien, Quartieren, Vereinen, Ständen oder Sippen. Während ihres Mit- und Gegeneinanders innerhalb dieser sozialen Strukturen gehen Menschen in Beziehungen zueinander, freiwillig oder notgedrungen. In diesen Beziehungen lassen sich gewisse Gemeinsamkeiten oder Unterschiede ausmachen (S. 15). Die Autorinnen haben aufgrund ihrer Literaturrecherche festgestellt, dass sich im Verlauf der europäischen gesellschaftlichen Entwicklung eine Reihenfolge der Begrifflichkeiten zur Erklärung und Beschreibung der sozialen Struktur erkennen lässt – von Ständen über Klassen zu Schichten, hin zu umfassenden Soziallagen, Milieus und Lebensstilen. Da für die Beantwortung ihrer Forschungsfrage die Begriffe Soziallagen, Milieus und Lebensstile zentral sind, haben sich die Autorinnen vorwiegend mit diesen Begriffen befasst und werden diese ausführlich erklären. Die Autorinnen stellen die Entstehung der Begrifflichkeiten anhand der gesellschaftlichen Entwicklung dar.

2.3.1. Stände, Klassen, Schichten

Stände

Laut Hradil (2001) war in der vorindustriellen Zeit die Stellung in der Gesellschaft hauptsächlich davon abhängig, in welchen Stand man geboren wurde. Ob man als Adliger, Bauer oder Bürgerlicher zur Welt kam, beeinflusste den Verlauf des individuellen Lebens erheblich. Diesem Stand war man das ganze Leben zugehörig und er bestimmte die Lebensbedingungen (S. 37). Gemäss Max Weber (1980) bezeichnet der Begriff "Stand" auch eine Bevölkerungsgruppe mit einem gemeinsamen, verbindenden Lebensstil (Hradil, S. 37). Hradil ist der Meinung, dass der Ständebegriff vor allem zur Bezeichnung vorindustrieller Gesellschaften passt, aber noch heute für bestimmte Gruppierungen, z.B. den Mittelstand, benutzt werden kann (S. 38). Die Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlung "Am Brunnen" können als Mittelstand bezeichnet werden und weisen auch entsprechende Merkmale eines bestimmten Lebensstils auf. Auf den Begriff Lebensstil wird später noch vertieft eingegangen.

Klassen

Mit der Industrialisierung Ende 18. bis Mitte 19. Jahrhundert war es immer mehr das ökonomische Kapital, welches über die Lebensumstände von Menschen entschied. Die Herkunft war nach wie vor wichtig, da diese meistens den Hintergrund lieferte, ob und über wieviel Kapital der Mensch verfügte. Der Umfang des Besitzes wurde – im Gegensatz zur Zeit der Stände – entscheidender Faktor für die Lebensbedingungen in der industriellen Zeit. Die Frage: „Wie viel besitzt er?“ löste die Frage nach der Herkunft als wichtigstes Statussymbol ab. Somit verlor die Ständegliederung an Gewicht (Hradil, 2001, S. 38 – 39). Laut Nicole Burzan (2011) gibt es sehr viele unterschiedliche Klassenmodelle. Zu den bedeutendsten gehört zum einen das komplexe, aber starre und undifferenzierte Konzept von Karl Marx. Zum anderen zählt das Konzept von Max Weber dazu, welches ein sehr differenziertes Modell zu Klassen,

Ständen und Parteien entwickelte, unter Einbezug der ökonomischen und sozialen Lage sowie der politischen Vergesellschaftung (S. 15 – 25).

Schichten

Hradil (2001) führt aus, dass im Laufe des 20. Jahrhunderts immer mehr Menschen als Arbeitnehmer arbeiteten. Sie verfügten nicht über ein ökonomisches Kapital, aus dem eine Klassenlage erkennbar gewesen wäre. Dies führte dazu, dass nicht mehr der Besitz einer Person, sondern je länger je mehr deren Beruf die Bestimmungsgröße für den Status eines Menschen war. Der starre Klassenbegriff nach Karl Marx wurde um den der Schicht erweitert. Als Hauptmerkmal der Schichtzugehörigkeit gelten Bildung, Beruf, Einkommen und Macht. Der Schichtungsgesellschaft wird mehr Offenheit als Ständen oder Klassengesellschaften zugesprochen. So ist es heute möglich, beruflich bedingt von Schicht zu Schicht auf- oder abzustiegen. Zwischen Ständen auf- oder abzustiegen war beinahe unmöglich – einmal hineingeboren, gehörten die Menschen ein Leben lang ihrem Stand an. Innerhalb der Klassen ist eine vertikale Bewegung grundsätzlich möglich, wird aber durch Hindernisse wirtschaftlicher Machtgefüge eher schwierig (S. 40).

Vergleich Klassen- und Schichtbegriff

Obwohl die Klassen- und Schichtbegriffe sehr nahe beieinander liegen, weisen sie doch einige markante Unterschiede auf. Klassenmodelle wollen anhand von theoretischen Modellen Ursachen der sozialen Ungleichheit analysieren. Es geht nicht darum, die Lebensbedingungen des Einzelnen zu beschreiben. Hier sind die ökonomischen Gesichtspunkte die wichtigsten Determinanten. Die Einteilung zu einer Klasse hat Einfluss auf alle Lebensbereiche und das Handeln der Menschen. Mitglieder verschiedener Klassen haben generell unterschiedliche und oft gegensätzliche Interessen. Der Schichtbegriff hingegen beschreibt nur die Akteurinnen und Akteure mit ihren vorteil- oder unvorteilhaften Lebensbedingungen. Die Einteilung wird meist nach Beruf, Bildung und Einkommen vorgenommen und ist hierarchisch aufgebaut. Übereinstimmend berücksichtigen beide Begriffe hauptsächlich die "objektiven" Lebensbedingungen wie ökonomische oder berufliche Positionen, die das Handeln der Menschen prägen, aber auch das Prinzip der vertikalen Ausrichtung der Gruppierungen. Unterschiede zwischen Menschen gleicher Klasse oder Schicht werden nicht beachtet. Gleichzeitig fehlen beiden Ansätzen die ausserberuflichen Bezugsgrößen. Aus diesem Grund wird ein Grossteil der Bevölkerung nicht miteinbezogen (Hausfrauen und -männer, Arbeitslose, Rentner und Rentnerinnen, Studierende, Kinder). In den 70er Jahren wurde diesen beiden Ansätzen vorgeworfen, dass sie keine Erklärung bieten, um einschneidende Prozesse des sozialen Wandels und die unterschiedlichen Lebensweisen zu erfassen. Durch den steigenden Wohlstand, die Absicherung durch den Staat und die wachsenden Bildungsmöglichkeiten stieg auch die Notwendigkeit der sozialen Differenzierung. Dieser Differenzierungsprozess zeigt sich zum Beispiel darin, dass sich immer weniger Menschen einer grossen Gruppierung zugehörig fühlen sowie in der Zunahme der Haushaltsformen und der Familienvielfalt (Hradil, 2001, S. 40 – 43 + S. 362 – 364, Burzan, 2011, S. 64 – 66).

Hradil (1987) sagt, dass sich eine Abfolge von Dynamiken und Änderungen in der gesellschaftlichen Entwicklung ergeben hat und dass weder das Klassen- noch das Schichtmodell diese Entwicklung genügend beschreiben oder erklären können (S. 7). Sozialstrukturmodelle sollen ein Abbild der Gesellschaft sein und von der Idee ausgehen, dass die soziale Struktur erst sichtbar wird, wenn nach dem individuellen Handeln von Menschen geforscht wird und ihrem Streben nach Erfüllung ihrer Lebensziele (S. 9).

Theodor Geiger äussert sich wie folgt dazu: "Die Gesellschaft von heute wird mit einem Schichtungsmodell interpretiert, das an der Gesellschaft von vorgestern abgelesen wurde" (Geiger, 1962; zit. in Hradil, 1987, S. 7).

Demzufolge ist das Schichtkonzept zu eng und zu einfach aufgebaut und kann daher den unzähligen Möglichkeiten von günstigen und ungünstigen Lebensbedingungen nicht gerecht werden.

2.3.2. Soziale Lagen, Milieus, Lebensstile

Michael Vester, Peter von Oertzen und Heiko Geiling (2009) merken an, dass die „Deutsche Soziologie der Ungleichheit“ die diversen, unterschiedlichen Lebenslagen und Lebensstile erkannte. Diese "feinen Unterschiede " wurden bereits vom französischen Soziologen Pierre Bourdieu (1979, 1982) entdeckt. Er hat sich auch bemüht, diese vertikalen Unterschiede darzustellen. Statt nun aber Unterschiede zwischen übereinander liegenden Schichten aufdecken zu wollen, legt die neuere Strukturanalyse von sozialen Lagen und sozialen Milieus das Augenmerk auf die Ungleichheiten der Lebenslage, Lebensläufe und Lebensstile. Soziale Lagen und Milieus sind durch das Zusammenspiel von Einkommen, Beruf und Bildung, aber auch von Wohnort, sozialer Absicherung, gesundheitlicher Versorgung und Freizeit bestimmt. Den Angehörigen eines Milieus werden zusätzlich gleiche Werthaltungen zugeordnet. Erweitert werden können die Begriffe Soziale Lagen und Milieus mit dem Begriff Lebensstil. Dieser beinhaltet bestimmte Alltagsausgestaltungen und Vorlieben (S. 129 – 130).

Soziale Lage und Lebensziele

In der "postindustriellen" Zeit arbeiten immer mehr Menschen in Dienstleistungsbetrieben. Sie verfügen über mehr ökonomisches Kapital und daher wird ihnen ihre Freizeit immer wichtiger. Daran ist ein Wertewandel erkennbar.

Gemäss Hradil (1987) haben soziale Bedingungen, die zur Erfüllung der eigenen Lebensziele wichtig sind, jeweils eine subjektive und eine objektive Seite. Objektiv ist es keine Frage der persönlichen Wahrnehmung, ob ein Lebensziel erreicht werden kann. Man kann zum Beispiel nur Geld ausgeben, wenn man welches hat. Subjektiv gilt die Lebenszufriedenheit als messbare Grösse. Hradil definiert die soziale Lage als: "(...) typische Kontexte von Handlungsbedingungen, die vergleichsweise gute oder schlechte Chancen zur Befriedigung allgemein anerkannter Bedürfnisse gewähren"(S. 153).

Laut Hradil (1987) erlauben Lebensziele, das Handeln von Menschen zu erklären. Lebensziele können sowohl subjektiv als auch objektiv betrachtet werden. Bei der subjektiven Betrachtung werden die Interessen und die Wünsche angeschaut, welche die Menschen bewusst als Ziel verfolgen. Bei der objektiven Betrachtungsweise werden Theorien hinzugezogen. Sehr oft wird dazu die Bedürfnistheorie des Psychologen A. Maslow (Maslow-Pyramide) benutzt, welcher die allgemeinen menschlichen Grundbedürfnisse in fünf Stufen einteilt: Physiologische Bedürfnisse (Nahrung, Sexualität, Schlaf), Sicherheitsbedürfnisse (Geborgenheit und Stabilität), Bedürfnisse nach Liebe und Zuneigung, Bedürfnisse nach Selbstachtung und Achtung sowie Bedürfnisse nach Selbstverwirklichung. Sowohl die objektive als auch die subjektive Betrachtungsweise sind aber problematisch, weil die subjektive Betrachtung individuell beliebig ist und der objektiven eine gewisse Unberechenbarkeit zugeschrieben wird (S. 142 – 143).

Daher wählt Hradil die folgende Definition: „Unter Lebenszielen werden die Zielvorstellungen im Hinblick auf die Qualität des Lebens verstanden, die sich im Prozess der politischen Willensbildung relativ durchgesetzt haben und in Form von "offiziellen" oder "quasi-offiziellen" Verlautbarungen greifbar sind (z.B. Gesetzestexte, Parteiprogramme oder Verbandsdeklarationen)“. Seine Definition macht Menschen nicht zu Objekten, sondern lässt die Entscheidung über ihre Bedürfnisse bei ihnen als Subjekt, jedoch in Abhängigkeit mit dem Prozess, in welchem die gesellschaftlichen Richtlinien und die öffentliche Meinungsbildung richtungsweisend sind (S. 143).

Der Milieu-und Lebensstilbegriff

Gemäss Hradil (1992) haben sich bereits im 18. und 19. Jahrhundert Sozialphilosophen mit dem Begriff des Milieus befasst. Sie erkannten, dass nicht allein die erblichen Faktoren die Menschen und ihr Handeln prägen sondern auch äussere Einflüsse. Bis zum 2. Weltkrieg wurde der Milieubegriff häufig benutzt, geriet dann aber aufgrund der Positionierung der Industriegesellschaft in Vergessenheit. Der Klassen- und Schichtzugehörigkeit wurde wieder mehr Gewicht verliehen, da sie gemäss der damaligen Interpretation die Lage und das Leben der Menschen prägte. Durch Wohlstand, Bildung und soziale Sicherheit änderte sich in den 80er Jahren die Einstellung gegenüber der Schichtzugehörigkeit. Für die Bedeutung der Mentalität oder Lebensführung wurden Bildung, Beruf und Einkommen kaum mehr gewichtet. Dafür wurden die Milieus und Lebensstilgruppierungen zur Ausführung über jegliche Entwicklung gesellschaftlicher Themen beigezogen. Im Gegensatz zur Klassen- oder Schichttheorie wird bei den Lebensstil- und Milieumodellen dem persönlichen Handeln, den getroffenen Entscheidungen sowie auch der individuellen Lebensweise der einzelnen Akteurinnen und Akteure grosse Bedeutung beigezogen. Diese Modelle fassen bestimmte Akteurinnen- und Akteure zu Gruppen zusammen, welche den gleichen Lebensstil pflegen oder den gleichen Milieus angehören (Burzan 2011, S. 103).

Hradil (2001) versteht unter sozialen Milieus: "Gruppen Gleichgesinnter, die gemeinsame Wertehaltungen und Mentalitäten aufweisen und auch die Art gemeinsam haben, ihre Beziehungen zu Mitmenschen einzurichten und ihre Umwelt zu sehen und zu gestalten" (S. 45).

Heinz-Günter Vester, Peter von Oertzen, Heiko Geiling, Thomas Hermann, Dagmar Müller (2015) stützen sich stark auf Bourdieus Theorie (1982) und bezeichnen Milieus als Gruppen mit ähnlichem Habitus. Dieser drückt sich in einer inneren und äusseren Einstellung eines Menschen aus und besagt, dass soziale Milieus durch Anpassungsprozesse an die Lebensbedingungen sozialer Klassen gebildet wurden. Bourdieu geht dabei von der ungleichen Verteilung der drei Ressourcen aus: Dem ökonomischen Kapital, dem Bildungskapital und dem sozialen Kapital. Diese Haltung steht in einem vielschichtigen Kontext zu ethischer Einstellung, Herkunft, Bildung, erfahrener Sozialisation, Selbst- und Fremdbildern sowie zu konkretem Verhalten und Lebensstilen im Alltag. Milieus sind also Gruppen mit ähnlichem "Habitus" (S. 24 – 25). Gemäss Spellerberg (1996) sind Menschen in sozialen Milieus nur zum Teil frei, ihren Alltag zu gestalten. Prägefaktoren wie Alter, Bildung, Geschlecht und die Form des Haushalts (Single, Paar, Familie etc.) aber auch das Bildungsniveau, die Berufsstellung und das zur Verfügung stehende Einkommen wirken sich auf ihr Leben aus (Hradil, 2001, S. 45).

Für Burzan (2011) stellen Lebensstil- und Milieumodelle eine Option zu Klassen- oder Schichtkonzepten dar. Während Klassen- oder Schichtmodelle von Merkmalen wie Zugehörigkeit, Einkommen, Bildung, Prestige und Einfluss ausgehen, kommt bei den Lebensstil- und Milieumodellen dem Handeln, den Entscheidungen sowie der Lebensweise des Individuums ein hoher Stellenwert zu. Klassen- oder Schichtmodelle reichten nicht mehr aus, um diese Entwicklung aufzuzeigen. Es bildeten sich Ansätze zu

Lebensstilen und Milieus heraus (S. 89). In Abgrenzung zum Milieubegriff können Lebensstile als "Verhaltensweisen mit einem gewissen Kontinuitätsgrad" bezeichnet werden. Sie geben die Lebensweisen und die Haltungen von Milieus wieder (Dangschat, 2007, S. 33). Hradil (2001) versteht unter Lebensstil eine Wiederholung von gewissen Verhaltensweisen, Ausdruck persönlicher Einstellungen und Meinungen. Manche Menschen verfügen über ähnliche Lebensweisen, halten sich bei der Gestaltung ihres Lebens an gewisse Muster und haben somit auch einen ähnlichen Lebensstil. Durch die Erhöhung des Wohlstands und der Bildung ist die Entscheidungsfreiheit der Menschen bezüglich Lebensgestaltung grösser geworden. Die Menschen definieren sich vermehrt über ihre individuelle Lebensweise und nicht mehr wie früher über Beruf oder Familie (S. 437 – 438). Milieus sind einem ständigen Wandel unterworfen. Dies bedeutet aber nicht, dass sich Milieus grundlegend verändern. Während sich die Lebensstile innerhalb eines Lebens öfters wandeln, bleiben die Grundeinstellungen sogar über Generationen hinweg bestehen, da sie profunde Wertehaltungen darstellen, welche durch das Vorleben auch an die Kinder weitergegeben werden. Die Lebensstile sind abgesehen vom ökonomischen Kapital stark abhängig von Lebenszielen, Lebensformen und individuellen Entscheidungen. Diese Abhängigkeit wirkt sich sehr direkt und schnell auf die Meinungs- und Verhaltensroutine im Alltag aus und somit wiederum auf den Lebensstil selbst (S. 46). Verschiedene Milieu- und Lebensstilkonzepte suchen einen Kompromiss zwischen dem nicht mehr angemessenen Modell der Klassen und Schichten einerseits und einer absolut entstrukturierten Fülle persönlicher Wahlmöglichkeiten andererseits. In Milieu- und Lebensstilkonzepten wird versucht, die objektiven Bedingungen wie Einkommen, Bildung und Berufsstellung mit den subjektiven Verhaltensweisen zu verbinden.

Laut Kluckhohn (1951) wird das Handeln von Menschen durch Wertehaltungen stark geprägt, das heisst, von ihrer Meinung zum Erstrebens- oder Wünschenswerten (Hradil, 2001, S. 422). Auf die Milieus bezogen kann somit gesagt werden, dass bestimmte Milieus auch gemeinsame Werte teilen. Laut Hradil (2001) hat die Forschung über Werte und Wertewandel in den letzten Jahrzehnten ein gewaltiges Wachstum erfahren. Eine wesentliche Ursache ist die Einsicht, dass soziokulturelle Werte für Kultur, Gesellschaft und Individuum von grösster Bedeutung sind. Immer mehr Menschen sehen nicht die Anhäufung von Kapital oder die Pflichterfüllung als oberstes Lebensziel, sondern empfinden Selbstverwirklichung als erstrebenswerter. Dieser Wertewandel erschüttert aber nicht die menschlichen Grundwerte wie Humanität, Individualismus oder Nächstenliebe, sondern bezieht sich mehr auf die persönlichen Lebensziele (S. 423 – 424).

2.3.3. Sinus Milieus

Die heutige SINUS Markt-und Sozialforschung GmbH wurde 1978 von den Psychologen Dorothea und Horst Nowak in Heidelberg gegründet. Bereits 1979 wurde durch sie eine umfangreiche Erhebung zu Milieustrukturen durchgeführt, auf welcher das Sinus Milieumodell aufbaut. Dieses geht ausschliesslich von Wertorientierungen als Grösse für die Übernahme verschiedener Lebensstile aus. Aufgrund einer Studie für das SINUS-Institut definieren Ulrich Becker und Horst Nowak soziale Milieus wie folgt: „Soziale Milieus fassen (...) Menschen zusammen, die sich in Lebensauffassung und Lebensweisen ähneln, die also subkulturelle Einheiten in der Gesellschaft bilden" (Becker, Nowak, 1985; zit. in Burzan, 2001, S. 105).

Nach den erwähnten Interviews Ende der 70er Jahre führten Becker und Nowak eine quantitative Umfrage durch, deren Auswertung acht Milieus ergab. Die Sinus Milieus gruppieren Menschen, die sich in

ihrer Lebensauffassung und Lebensweise ähneln. Grundlegende Wertorientierungen fließen ebenso in die Analyse ein wie Alltagseinstellungen zu Arbeit, Familie, Freizeit, Geld und Konsum. Der Milieu-Ansatz von SINUS zielt darauf ab, Veränderungen in den Einstellungen und Verhaltensweisen der Bevölkerung vor dem Hintergrund des sich vollziehenden Wertewandels zu beschreiben. Diese Gruppierungen werden in einem Koordinationssystem dargestellt, welches auf der horizontalen Achse nach Wertorientierung und auf der vertikalen Achse nach Schicht (soziale Lage) geordnet ist. Die vertikale Achse basiert auf Bildung, Beruf und Einkommen, während sich die horizontale Achse auf Tradition, Modernisierung/ Individualisierung und Neuorientierung abstützt. Aus der Anordnung auf der vertikalen Achse wird ersichtlich, dass die Milieus keineswegs unabhängig von der Schichtzugehörigkeit sind. Die alltägliche Werthaltung eines Menschen ist somit abhängig von seinem Einkommen, seinem Bildungsgrad und seiner beruflichen Stellung. Diese Schichtungen beantworten die Frage nach der Milieuzugehörigkeit nur ungenügend, da innerhalb der verschiedenen Schichten mehrere Milieus zu finden sind (Burzan, 2001, S. 106).

Die sozialen Milieus können weiter nach dem Grad ihres Wertewandels unterschieden werden, was auf der horizontalen Achse ersichtlich wird. Milieus sind keine starren oder klar abgegrenzten Gruppierungen. Die Übergänge zwischen den einzelnen Milieus sind unscharf. Viele Menschen stehen am Rand eines Milieus, zwischen zwei Milieus oder fühlen sich sogar mehreren Milieus zugehörig. Die verschiedenen Milieus weisen gewisse Schwerpunkte auf und sind somit typisierend umschreibbar. Dies lässt sich anhand des Alltagsbewusstseins, des Lebensstils und der Lebensziele erkennen, was bedeutet, dass diese Menschen eine ähnliche Wertorientierung aufweisen, sich in gleichen sozialen Lagen befinden und einen ähnlichen Lebensstil und Geschmack pflegen. Diese von den Sozialwissenschaftlern „künstlich“ abgegrenzte und entsprechend benannte Gruppierungen sind aber notwendig, da in der heutigen modernen Gesellschaft kaum noch klar definierte Gruppierungen existieren, wie dies in früheren Zeiten während des Mittelalters oder auch während der Industrialisierung noch der Fall war. (Hradil, 2001, S. 427 – 431).

Das Modell wird seit damals in repräsentativen Erhebungen immer wieder auf Veränderungen der Milieus untersucht und entsprechend angepasst. Es setzt voraus, dass Menschen, welche die gleichen Werte teilen, sich auch ähnlich verhalten und handeln. Der besondere Vorteil dieses Modells besteht in der Erklärung milieuspezifischer Einstellungen und Verhaltensweisen. Damit geht es über die beschreibenden soziodemografischen Typologien hinaus. Wertorientierungen und mentale Einstellungen, die sich aus der individuellen und sozialen Entwicklung herleiten lassen, bestimmen massgeblich unser Verhalten. Diese Faktoren, ergänzt mit alltäglichen Prägungen, sind für die Zugehörigkeit zu einem der Sinus-Milieus ausschlaggebend (Burzan, 2011, S. 106 – 107). Das SINUS Institut Heidelberg sagt, dass sich die sozialen Milieus im Laufe der Zeit verändern. Die Werte, welche dem Milieu zugeschrieben werden, bleiben aber mehrheitlich konstant. Dennoch, wenn sich die Gesellschaft weiterentwickelt und Wertewandel stattfinden, bleiben diese nicht ohne Folgen für die Milieustruktur. Diese Veränderung ist vor allem in drei Grundtendenzen sichtbar (Sinus-Institut, 2015):

- Modernisierung und Individualisierung: Steigende Mobilität, Kommunikation, Vernetzung und dadurch erweiterte Wahlmöglichkeiten
- Überforderung und Regression: Wachsende Überforderung und Verunsicherung durch den technologischen, soziokulturellen und ökonomischen Wandel, bis hin zu Orientierungslosigkeit aufgrund uneinheitlicher Lebensläufe und angesichts der unzähligen Möglichkeiten, welche sich für die Individuen auftun

- Entgrenzung und Segregation: Durch Globalisierung und Digitalisierung entsteht ein Auseinanderklaffen der Lebens- und Wertewelten und somit eine sozialhierarchische Differenzierung

Die Studie der Sinus-Milieus 2013 hat die Schweiz in 10 Milieus eingeteilt. Aufgrund ihrer Interviews mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der Siedlung „Am Brunnen“ haben die Autorinnen festgestellt, dass diese Personen sich vorwiegend im Milieu „Gehoben Bürgerliche“ bewegen. Diesem Milieu entsprechen 16 % der Schweizer Bevölkerung.

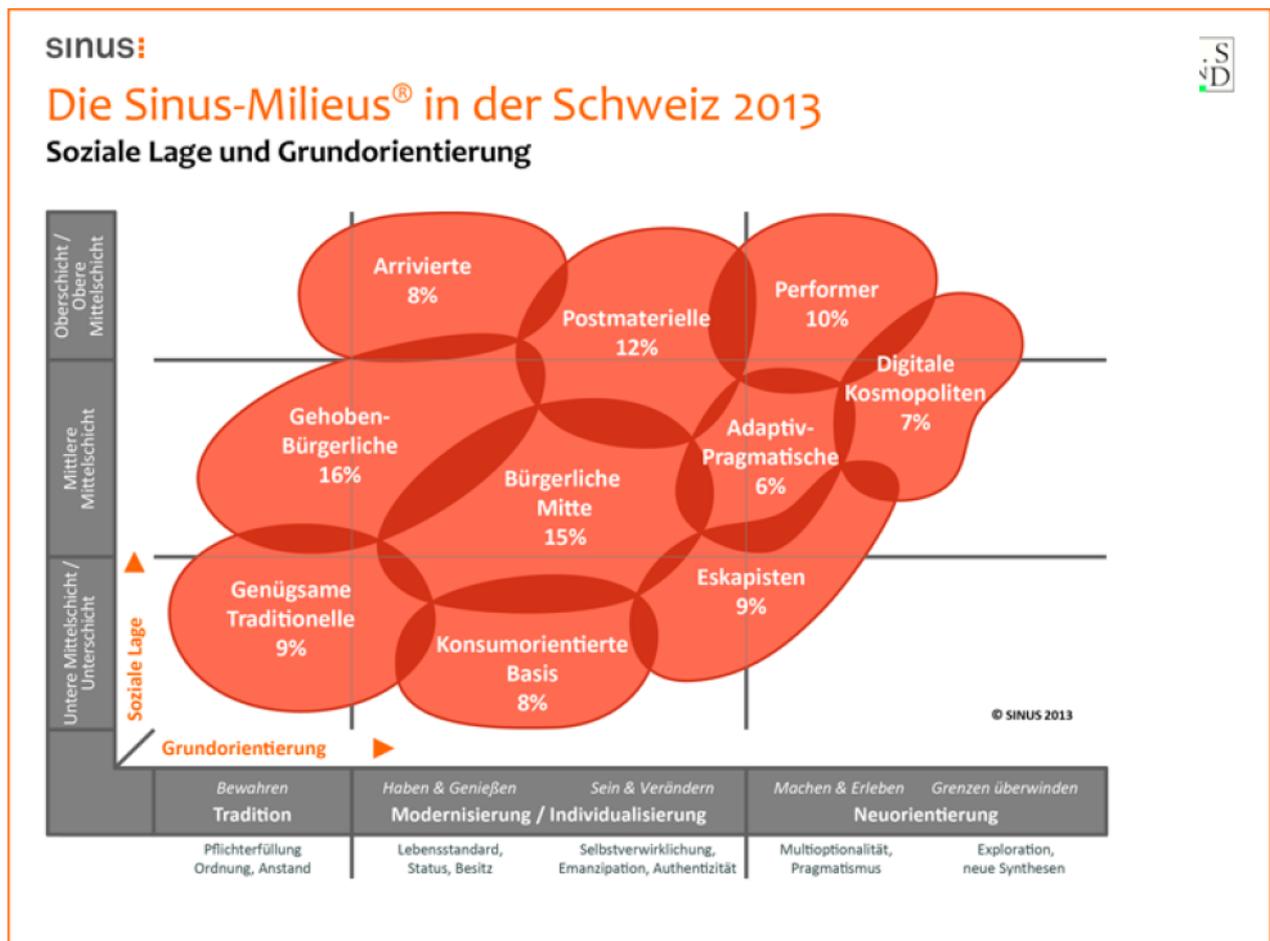


Abbildung 7: Sinus-Milieus 2013 in der Schweiz, publisuisse.ch
<http://www.publisuisse.ch/106996>

Nachfolgend die Merkmale, die diesem Milieu zugeordnet werden (publisuisse.ch, 2013):

- Das Streben nach ausreichenden materiellen Verhältnissen
- Eine angesehene soziale Stellung
- Rückhalt, Schutz und Harmonie in der Familie
- Abgrenzung des privaten Raums

- Gute Vernetzung im vertrauten Umfeld
- Hohe Eigenverantwortung
- Bürgerlicher Lebensstil
- Traditionelle Rollenvorstellung
- Traditionelle Arbeitsgrundhaltung (Ordnung und Disziplin)

2.4. Das Konzept des Sozialkapitals

„Social capital makes us smarter, healthier, safer, richer and better able to govern a just and stable democracy.“
(Putnam, 2000; zit. in Freitag, 2014, S. 241)

Dieses Kapitel behandelt den Begriff des Sozialkapitals. Hilfsbereitschaft, Solidarität, gute Beziehungen und Moral sind nur einige der Begriffe, die heute im Zusammenhang mit Sozialkapital verwendet werden. Bereits Pierre Bourdieu (1983) und James S. Coleman (1988) brauchten den Begriff des Sozialkapitals, um die Abhängigkeit und die Einbettung von Akteurinnen und Akteuren in sozialen Strukturen darzulegen (Hanspeter Kriesi, 2007, S. 8).

Für die vorliegende Forschungsarbeit leistet das Konzept des Sozialkapitals einen wichtigen Beitrag wenn es darum geht, Motivationen, Erwartungen und Befürchtungen von Städterinnen und Städtern, welche aufs Land ziehen, besser verstehen zu wollen. Es gibt eine grosse Anzahl an Forschungsliteratur zum Sozialkapital und dessen Wirkung. Die Autorinnen stützen sich bei der Begriffserklärung auf Autoren, die sich aus unterschiedlichen Blickwinkeln damit auseinandersetzen. Die Grundlage dazu bildet Pierre Bourdieus Kapitaltheorie. Da die Autorinnen in erster Linie an der gesellschaftlichen Ebene interessiert sind, ziehen sie ausserdem die Soziologen James S. Coleman und Robert D. Putnam bei, um zusätzliche Aspekte aufzuzeigen. Abschliessend wird noch Bezug auf Markus Freitag genommen, welcher das Sozialkapital in der Schweiz untersucht hat.

2.4.1. Definition des Sozialkapitals

Sozialkapital versteht sich als Ressource, über die man verfügt und die man nützen kann. Der Begriff wurde erstmals 1916 von Lyda Judson Hanifan im Kontext der Gemeindeforschung verwendet. Gemäss Kriesi (2007) verband er das Sozialkapital in seiner Analyse „nachbarschaftliche Netzwerke“ hauptsächlich mit Gemeinschaftsgeist, Mitgefühl und ungezwungenem Austausch zwischen den Akteurinnen und Akteuren. Zusätzlich verwies er auf die Bedeutung des gemeinsamen Engagements für Demokratie und gesellschaftliche Entwicklung. Der von Hanifan geschaffene Begriff des Sozialkapitals verlor sich im Lauf der Zeit, rückte aber während des 20. Jahrhunderts immer wieder durch unterschiedliche Beiträge in den Fokus (S. 9 – 10). Gemäss Freitag (2014) verhalfen aber erst die Arbeiten von Pierre Bourdieu (1983), James Coleman (1988, 1994) und Robert D. Putnam (1993, 2000) dem von ihnen weiterentwickelten Begriff des Sozialkapitals zum akademischen und öffentlichen Durchbruch (S. 13). Leider bleiben aber auch neuere Definitionen des Sozialkapitals – bis auf die Kriterien Ressourcen, Netzwerke, Reziprozität und Vertrauen – nicht homogen.

Nach Kriesi (2007) definiert Bourdieu (1983) Sozialkapital in erster Linie als individuelle Ressource, die wie das ökonomische oder das kulturelle Kapital zur Steigerung der persönlichen Ziele genutzt werden kann. Colemans Überlegungen (1988, 1990) zielen mehr in die Richtung, wie der soziale Austausch auf der Grundlage des persönlichen Nutzens erhöht werden könnte. Für ihn ist Sozialkapital stark an soziale Beziehungen und weniger an Merkmale von Akteurinnen und Akteuren geknüpft. Putnam (1993, 1995, 2000) konkretisiert die Überlegungen von Coleman und versteht unter sozialem Kapital allgemeine Sichtweisen des sozialen Zusammenlebens. Er betrachtet dabei vorwiegend die Freiwilligen- und Vereinsarbeit (S. 10 – 11).

2.4.2. Sozialkapital nach Pierre Bourdieu

Pierre Bourdieu (1983) wertet das Sozialkapital neben Geld- und Humankapital als Element der Grundkapitalausstattung von Individuen und Gruppen. Entsprechend können Individuen, ähnlich wie beim ökonomischen Kapital, frei darüber verfügen und es zur Durchsetzung persönlicher Ziele einsetzen. Dabei hängen die verschiedenen Kapitalformen eng zusammen. Die Qualität und Quantität des einen wirkt sich wesentlich auf die des andern aus. Bourdieus Konzept liegt sehr nahe bei unseren Alltagsvorstellungen. Für ihn ist Sozialkapital "Vitamin B", welches den Menschen in wichtigen Momenten hilft, ihr Ziel zu erreichen, zum Beispiel eine Arbeitsstelle zu erhalten oder wichtige Kontakte zu knüpfen. (Sigrid Rossteutscher, Bettina Westle & Volker Kunz, 2008, S. 22 – 23).

Die unterschiedlichen Beziehungen, welche eine Person pflegt, bilden ihr soziales Netzwerk. Gemäss Bourdieu (1983) entsteht in diesem Netzwerk das Sozialkapital. Damit aber überhaupt ein Netzwerk gebildet und erhalten bleibt, sind andauernde Bemühungen notwendig, wie beispielsweise Unterstützung oder Hilfeleistung, regelmässige Besuche oder auch Geschenke. Dies kann auch "Socializing" genannt werden. Bourdieu bezeichnet diese Beziehungsarbeit als Investition in das Sozialkapital (S. 65). Gemäss Markus Freitag (2014) droht das "Schwundrisiko", wenn sozialen Beziehungen nicht Sorge getragen wird. Weggezogene oder Pendelnde wissen, wovon Bourdieu spricht (S. 16).

Laut Kriesi (2007) konzentriert sich Bourdieu auf die Vorteile, welche eine Akteurin oder ein Akteur aus ihrer/seiner Beteiligung an Gruppen zieht. Um Sozialkapital zu besitzen, muss man über Beziehungen zu anderen verfügen. Es ist also nicht der Akteur selbst, der über Ressourcen verfügt, sondern es sind die Ressourcen der anderen, die sich das Individuum gern beschaffen möchte. Bezeichnend ist auch, dass man die Ressourcen von den anderen erhält, ohne dass man dafür bezahlen muss. Vom Empfänger aus gesehen können diese Ressourcen, die man über soziale Beziehungen erhält, als Geschenk bezeichnet werden (S. 24).

2.4.3. Sozialkapital nach James S. Coleman

Coleman (1988, 1990) geht in seiner Theorie des rationalen Handelns davon aus, dass jede Akteurin oder jeder Akteur bestimmte Ressourcen besitzt und gleichzeitig auch das Ziel hat, über andere Ressourcen verfügen zu wollen. Im Zusammenhang mit dieser Theorie repräsentiert das Sozialkapital für ihn eine aussergewöhnliche Art von Ressourcen. Er definiert Sozialkapital als Ressourcen, welche Individuen oder Gruppen bei der Umsetzung ihrer Bestrebungen helfen und legt Wert darauf, dass Sozialkapital produktiv ist, genauso wie andere Formen von Kapital. Es erlaubt Ziele zu erreichen, die sonst nicht erreichbar wären. Das Sozialkapital hat positive Auswirkungen auf das Individuum, aber gleichzeitig auch für die soziale Gemeinschaft generell. Auch bei Coleman sind diese Ressourcen nicht bei der Akteurin oder dem Akteur zu finden, sondern sind feste Elemente zwischen ihnen und den anderen Gruppenmitgliedern (Kriesi, 2007, S. 24 – 25). Gemäss Norman Braun und Thomas Voss (2014) ist bei Coleman das Individuum letztlich nur das Resultat seiner Beziehungen. Das Sozialkapital einer Akteurin oder eines Akteurs wird durch Beziehungsstruktur und Interaktion geprägt. Generell bedeutet der Kapitalbegriff, dass Ressourcen

aufgebaut und gelagert werden, um diese zu einem späteren Zeitpunkt zu verwenden. Physisches Kapital sind Gegenstände und diese sind personenunabhängig. Für die Anschaffung sind Investitionen nötig. Durch den Gebrauch verliert der Gegenstand an Wert, daher muss er auch regelmässig ausgetauscht werden, falls weitere Gewinne fließen sollen.

Im Gegensatz dazu ist das Humankapital jeweils an ein Individuum gebunden, welches sein Kapital an Wissen und Fähigkeiten durch Lernen und Erfahrungen immer weiter ausbaut. Aber auch hier gibt es Investitionen zu tätigen. Wissen, das nicht durch entsprechende Weiterbildung aktualisiert wird, verliert an Wert. Coleman (1988, 1989) ergänzt den Kapitalbegriff durch das Sozialkapital. Für ihn entstehen Vertrauenswürdigkeit und umgesetzte soziale Normen nur, wenn Individuen oder Organisationen in soziale Beziehungen und Strukturen eingebettet sind. Durch Vertrauen und gemeinsame Normen können die Akteurinnen und Akteure ihre Anliegen besser umsetzen. Sozialkapital ist demnach nicht beim einzelnen Menschen zu finden sondern in der Beziehung zwischen ihnen. Dies weist auf die Wichtigkeit von Netzwerken hin (S. 87 – 88).

Laut Coleman (1988, 1989) sind für die Entwicklung von Sozialkapital geschlossene soziale Strukturen, in denen die Akteurinnen und Akteure eng miteinander verbunden sind, besonders günstig. Hier entstehen gemeinsame Normen und gegenseitiges Vertrauen, da man Synergien innerhalb der Gruppe gut nutzen kann und abweichendes Handeln Nachteile bringen würde (Rossteutscher, Westle & Kunz, 2008, S. 29 - 30).

2.4.4. Sozialkapital nach Robert D. Putnam

Für Putnam (1993, 1995, 2000) besteht Sozialkapital aus sozialen Netzwerken, sozialem Vertrauen und sozialen Werten und Normen. Sein Ausgangspunkt ist die Gemeinschaft als Ganzes und nicht mehr die individuelle Akteurin oder der Akteur. Er fokussiert sich auf eine bestimmte Art von sozialen Beziehungsstrukturen, nämlich auf "Netzwerke staatsbürgerlichen Engagements", d.h. Vereins-, Verbands- und Parteistrukturen. Sie entsprechen in etwa dem, was man als Zivilgesellschaft bezeichnet. Putnam ist der Meinung, dass Beziehungsstrukturen innerhalb von Vereinen sowie die Zusammenarbeit unter deren Mitgliedern den Gemeinsinn und das Gemeinwohl erhöhen, indem sie Normen der Gegenseitigkeit und zwischenmenschliches Vertrauen erzeugen. Die Mitglieder in solchen Strukturen treffen sich regelmässig und äussern ihre jeweiligen Erwartungen an das Verhalten der andern, sanktionieren diejenigen, welche sich nicht kooperativ verhalten, informieren sich gegenseitig und schaffen Beispiele für erfolgreiche Kooperationen (Freitag, 2014, S. 17 – 18). Geht man von diesen Überlegungen aus und zieht als Basis die Idee von Alexis de Tocqueville (1981) bei, nach der die Funktionsfähigkeit der Demokratie von der Vitalität des Vereinslebens abhängig ist, so bildet das soziale Miteinander in Vereinen neben dem zwischenmenschlichen Vertrauen die Grundlage der modernen Sozialkapitalkonzepte (Kriesi, 2007, S. 28).

Nachfolgend eine Darstellung der unterschiedlichen Betrachtungsweisen:

	BOURDIEU	COLEMAN	PUTNAM
EBENE	Individuum (Mikro)	Gemeinschaft (Meso)	GESELLSCHAFT (Makro)
WICHTIGE BEGRIFFE (DEFINITION)	<ul style="list-style-type: none"> - Sozialkapital als eine Form neben anderen Kapitalformen - Sozialkapital als Ressource der Zugehörigkeit einer Gruppe - fördert soziale Ungleichheit 	<ul style="list-style-type: none"> - Sozialkapital als Aspekt der Sozialstruktur - Teil einer Beziehungsstruktur - Sozialkapital als sozialstrukturelle Ressourcen, welche den Individuen zur Verfügung stehen 	<ul style="list-style-type: none"> - Fundament des gesellschaftlichen Zusammenlebens - Soziales Vertrauen - Normen der Reziprozität - Zusammenspiel sozialer Netzwerke - lebendiges Vereinsleben fördert das Demokratieverständnis
ZWECK	Individuelles Gut, persönlicher Vorteil des Individuums steht im Zentrum.	Begünstigt die Handlungen des Individuums.	Gemeinsames Gut, welches dem Zusammenleben dienlich ist.

Tabelle 1: Tabellarische Übersicht zum Sozialkapital von Bourdieu, Coleman und Putnam (eigene Darstellung)

2.4.5. Sozialkapital nach Markus Freitag

Markus Freitag (2014) legt den Fokus bezüglich Sozialkapital in der Schweiz auf die Sprachregionen. Seine Studie «Das soziale Kapital der Schweiz» sagt aus, dass die Deutschschweiz zwar über ein hohes Sozialkapital im Kollegenkreis, in Vereinen und in der Nachbarschaft verfügt, in familiären Beziehungen hingegen über ein geringeres als die Romandie oder das Tessin. Er differenziert innerhalb des Sozialkapitalkonzepts zwischen einer strukturellen und einer kulturellen Ebene. Er zählt Werte und Normen wie Toleranz, Reziprozität und das zwischenmenschliche Vertrauen zur kulturellen Dimension. Zur strukturellen Dimension gehören für ihn die verschiedenen Arten von sozialen Netzwerken (S. 18). Freitag definiert Sozialkapital als:

"Vorteile, die sich aus der jeweils vorhandenen Sozialstruktur ergeben und deren Wert sich in der erfolgreichen Umsetzung selbst vorgegebener Ziele des Individuums oder ganzer Gruppen und Gemeinschaften zeigt. Ohne mögliche negative Formen von Sozialstruktur zu verneinen gehen wir davon aus, dass sowohl ein Engagement in Vereinen, die unbezahlte Arbeit für die Gemeinschaft, die Hilfeleistung im sozialen Umfeld von Familie, Freunden, Kollegen und Nachbarn, als auch ein Zutrauen in das Gegenüber, die Unterstützung von Normen reziproker Haltungen und tolerante Einstellungen nicht nur für die Gemeinschaft, sondern auch für das Individuum selbst nützlich sind" (S. 31).

Da die Autorinnen mit ihren beiden Leitfragen sowohl die persönliche Motivation des Individuums zu seinen Integrationsabsichten, als auch die Bedeutung der Integration im Dorf betrachten, gehen sie von Freitags Definition aus. Für ihn sind, ähnlich wie für Putnam, Begriffe wie Netzwerke, Reziprozität,

Vertrauen und Toleranz die Grundlagen des Sozialkapitals. Da diese Begriffe auch für die Autorinnen die Grundlage ihrer Forschungsarbeit darstellen, werden diese nachfolgend erläutert, wobei auf die Vereine als soziale Netzwerke nicht mehr eingegangen wird, da dies bereits im Kapitel 2.4.4. erfolgt ist.

Netzwerke als Sozialkapital

Es lassen sich grob zwei Perspektiven unterscheiden. Die eine fokussiert, gemäss Alexis de Tocqueville, die formelle Beziehungsstruktur wie sie in Vereinen vorzufinden ist. Die andere favorisiert dagegen eher die informellen Beziehungen, welche ausserhalb von Organisationen, zum Beispiel in der Familie, unter Freunden oder in der Nachbarschaft zu finden sind. Beide Beziehungsformen bringen Nutzen für den privaten und gemeinschaftlichen Bereich. Der Entscheid, einem Verein oder einer freiwilligen Organisation beizutreten, wird überlegt und bewusst gefällt, während die informellen Beziehungen oft unbewusst entstehen. Markus Freitag und Birte Gundelach (2014) sagen auch, dass diesen Beziehungen eine wichtige Bedeutung im alltäglichen Leben zukommt. Es handelt sich dabei oft um tiefgreifende Verbindungen, die emotionale Hilfestellungen leisten. Informelle Beziehungen nehmen meist mehr Zeit in Anspruch als das Engagement in einem Verein, welches die Individuen nur punktuell leisten. Die informellen Beziehungen unterscheiden sich nach Stärke der Beziehung. Beziehungen innerhalb der Familie oder unter Freunden sind sozial stärker und intensiver als solche in der Nachbarschaft oder am Arbeitsplatz (S. 81 – 84). Dieser Sachverhalt hat sich in den Interviews bestätigt.

Zwischenmenschliches Vertrauen

Darüber, dass zwischenmenschliches Vertrauen zu den Hauptkomponenten des Sozialkonzepts gehört, sind sich viele Soziologen einig. Gemäss Markus Freitag und Paul C. Bauer (2014) vereinfacht Vertrauen die Handlungsprozesse von Individuen, da es Sicherheit vermittelt. Für das Individuum gilt es abzuschätzen, wer wie viel Vertrauen verdient. Vertrauen kann als Erwartung gegenüber Freunden, fremden Personen oder Nachbarinnen und Nachbarn beschrieben werden. In diesem Sinn bedeutet Vertrauen auch die Bereitschaft, Beziehungen einzugehen, in denen Kontrolle nicht möglich oder mit hohen Kosten verbunden ist. Je nach den Informationen über eine gewisse Person und die Reichweite des Vertrauens kann zwischen Nahbereichsvertrauen, Fremdvertrauen und identitätsbasiertem Vertrauen unterschieden werden:

- Nahbereichsvertrauen bezieht sich auf einen überschaubaren Personenkreis. Es basiert auf persönlichen Erfahrungen oder zu erwartenden Austauschprozessen innerhalb einer kleinen sozialen Einheit wie Familie, Freunde, Nachbarn.
- Fremdvertrauen unterscheidet sich vom Nahbereichsvertrauen dadurch, dass es sich auf fremde Adressaten ausdehnt und die bekannten Lebensbereiche überbrückt.
- Identitätsbasiertes Vertrauen wird zwischen den anderen beiden Vertrauensarten eingeordnet. Dieses basiert auf gemeinsam geteilten Lebensräumen. Das können dieselbe Religion, kulturelle Rituale, Lebensgewohnheiten oder Schicksale sein (S. 149 – 154).

Diese drei Arten lassen sich anhand eines Beispiels erklären: Sie fahren in die Ferien und können Ihre Katze nicht mitnehmen. Wem würden Sie Ihre Katze anvertrauen? Einem guten Freund (Nahbereich), einem Vereinskollegen aus dem Tennisclub (identitätsbasiertes Vertrauen) oder einem Fremden, den sie eben auf der Strasse getroffen haben (Fremdvertrauen)? Gemäss Freitag und Bauer (2014) sind für die Bildung von Vertrauen neben persönlichen Faktoren auch kontextabhängige Lebensumstände von Individuen verantwortlich, wie zum Beispiel Austauschprozesse innerhalb der Nachbarschaft oder der Gemeinde. Auch eigene Beobachtungen beeinflussen die Bildung von Vertrauen wesentlich. Vertrauensbeziehungen müssen nicht nur auf regelmässigen Bekanntschaften und Interaktionsprozessen basieren. Institutionen können ebenfalls Anreize bieten und gemeinschaftliches Handeln fördern: Indem die Institutionen über ihre Aktionen informieren, begünstigen sie eine Vertrauensbeziehung (S. 164 – 166), (vgl. Kapitel 7.2.) Gemäss Claus Offe (2001) entsteht Vertrauen aus Erfahrungen bei Personen,

zwischen welchen eine persönliche, über einen längeren Zeitraum dauernde Beziehung vorausgeht und ein häufiger gegenseitiger Austausch stattfindet (S. 253). Vertrauen steht demzufolge in Abhängigkeit zur Reziprozität.

Reziprozität

Reziprozität bedeutet sich wechselseitig bedingende Handlungen. Dieser Begriff lässt sich historisch weit zurückverfolgen. Bereits im Alten Testament finden sich Hinweise wie "Was der Mensch sät, das wird er ernten" oder "Auge um Auge, Zahn um Zahn". Reziprozität ist von daher also ein Fundament zwischenmenschlichen Vertrauens. Im täglichen Leben begegnet uns Reziprozität etwa bei Essenseinladungen, gegenseitiger Kinderbetreuung, Hilfe bei Wohnungsumzügen und Krankenpflege. Die Norm der Gegenseitigkeit bedeutet also, dass wir denjenigen unterstützen, der uns unterstützt. Sofern Vertrauen und die Norm der Reziprozität erfolgreich auf die zwischenmenschliche Kooperation einwirken, werden soziale Beziehungen gemäss Putnam (1993, 2000) zu sozialem Kapital (Markus Freitag und Anita Manatschal, 2014, S. 181 – 182). Die sozialen Handlungsprinzipien bringen unterschiedliche Formen von Reziprozität hervor:

- **Strategische Reziprozität**
Sie besagt, dass die beste Methode um Hilfe zu erhalten diejenige ist, zuvor selbst jemandem zu helfen.
- **Altruistische Reziprozität**
Sie basiert weniger auf Berechnung als auf einem moralischen Verpflichtungsgefühl, dass man jemandem helfen muss, der einem geholfen hat.
- **Starke Reziprozität**
Hier ist jemand bereit, auch finanzielle Ressourcen für die Hilfe einzusetzen.
- **Generalisierte Reziprozität**
Hier unterstützen Individuen ohne Erwartung einer Gegenleistung und vertrauen darauf, dass ihre gute Handlung in der Gesellschaft wahrgenommen und sich zu einem späteren Zeitpunkt lohnen wird

Gegenleistung basiert aber nicht nur auf positiver Belohnung. Auch schädigendes Verhalten wird sanktioniert (S. 183-185).

Freitag (2014) ist der Meinung, dass eine Kultur der Gegenseitigkeit sich positiv auf das gesellschaftliche Wohlergehen auswirkt. Eine gesteigerte Aufmerksamkeit gegenüber Mitmenschen ermöglicht eine umfassendere soziale Kontrolle, was der öffentlichen Sicherheit zugutekommt. Zusätzlich belegen diverse Studien eine positive Abhängigkeit zwischen sozialer Einbettung und Aspekten psychischen und physischen Wohlbefindens (S. 202).

Toleranz

Am 16. November 1995 haben sich 185 Mitgliedstaaten der UN-Organisationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur zu den Prinzipien der Toleranz bekannt. Wie das Erfüllen von Reziprozitätsnormen und die Vertrauensbereitschaft überwindet auch die Toleranz bestehende Unterschiede in der Sozialstruktur und verhilft zu mehr sozialem Kitt in der Gemeinschaft. Toleranz kann somit die Basis für einen verstärkten Zusammenhalt legen. Tolerant ist jemand, der bestimmte Personen, Gruppen, Handlungen, Meinungen oder Einstellungen zwar nicht befürwortet, diesen aber trotz seiner Ablehnung ausgewählte Rechte zugesteht. Das bedeutet, dass Toleranz die bewusste Billigung des Falschen ist und das Ergebnis von Ablehnung plus Akzeptanz darstellt. Das Verständnis von Toleranz als Ausdruck der Ablehnung und Akzeptanz bezieht sich nicht nur auf die Duldung von Migranten, sondern auf jede politische oder soziale Person oder Gruppe sowie auf jede politische und soziale Handlung (Markus Freitag und Carolin Rapp, 2014, S. 213 – 216).

Freitag und Rapp (2014) gehen davon aus, dass die Teilhabe an einer Sozialstruktur die Toleranz fördert. Regelmässige Interaktionen im Umfeld von Vereinen beispielsweise sollten das soziale Miteinander stärken und eventuelles Misstrauen gegenüber andersartigen Personen und Gruppen abbauen (S. 226), (vgl. Kapitel 6.2.). Er weist auf die Wichtigkeit der Toleranz in der heutigen Gesellschaft hin, angesichts der zunehmenden kulturellen und ethnischen Diversität und der dadurch entstehenden Wertevermehrungen (S. 236).

2.4.6. Das Sozialkapital in der Schweiz

Markus Freitag (2001) vergleicht in seiner empirischen Studie zum Sozialkapitalbestand die Ergebnisse von Putnam (2000) in den Vereinigten Staaten mit denen in der Schweiz. Er stellt, im Gegensatz zu Putnam in den USA, keine Abnahme des Sozialkapitals fest (2014, S. 29). Er und Kathrin Ackermann sagen aus, dass das Sozialkapital, welches in der Vereinslandschaft der Schweiz vorliegt, relativ hoch ist. Drei Viertel der Bevölkerung sind Mitglied in mindestens einem Verein. Allerdings ist während den letzten 20 - 30 Jahren ein Rückgang des zivilgesellschaftlichen Engagements feststellbar. Es betrifft aber nicht alle Vereine gleichermassen. Kirchliche Organisationen und Sportvereine verzeichnen die höchste Mitgliederrate. Politische Parteien, Gewerkschaften oder auch Musikvereine verzeichnen einen auffallenden Mangel an Mitgliedern. Alarmierend ist aber, dass in allen Vereinstypen die jüngere Generation untervertreten ist. Neben der direkten Volksmitsprache sind es vor allem individuelle Gründe, die ein Vereinsengagement fördern. Vielen Vereinsmitgliedern gemeinsam sind: Mittleres Alter, männlich, Schweizer, seit längerer Zeit am gleichen Ort wohnhaft und in regelmässigem Kontakt mit Familie, Freunden und Arbeitskollegen, Kinder im schulpflichtigen Alter, politisch interessiert und mit starkem Vertrauen in die Mitmenschen. Die Untersuchung hat auch gezeigt, dass die Schweiz über viel informelles Kapital verfügt. Die Fülle von praktischer und sozialer Unterstützung durch die Familie, den Freundeskreis oder die Nachbarschaft belegt dies. Im Vergleich zu anderen Nationen liegt die Schweiz, je nach Indikatoren, an der Spitze oder im Mittelfeld (S. 47 – 63).

Freiwilligenarbeit als wichtiges Sozialkapital der Schweiz

Die Studie zeigt auch, dass informelles Beziehungskapital eher auf dem Land als in der Stadt zu finden ist. Vor allem der Wert von freiwillig erbrachten Leistungen ist heute vermehrt ins Blickfeld von wissenschaftlichen Diskursen gerückt. Neuere Berechnungen haben gezeigt, dass die Schweizer Bevölkerung zwischen 640 bis 700 Millionen Stunden freiwilliger Arbeit leistet. Gemäss Bundesamt für Statistik aus dem Jahr 2011 belaufen sich die bezahlten Stunden für das Gesundheits- und Sozialwesen auf ca. 755 Millionen Stunden. Somit ist die Freiwilligenarbeit für den Schweizer Staat sehr wichtig. Gemäss Stadelmann-Steffen et al. (2010) hat die jüngste Erhebung des Freiwilligen-Monitorings 2009 gezeigt, dass sich 29 % der Schweizer Bevölkerung von über 15 Jahren freiwillig in Vereinen und Organisationen engagieren. Hier zeichnet sich jedoch eine markante Veränderung ab, denn im Jahr 2006 waren es noch 37 %. Der Rückgang betrifft aber nicht alle Bereiche gleichermassen. Zurückgegangen sind vor allem Tätigkeiten, die den Spass und das Treffen mit anderen fördern. Bereiche der unterstützenden Hilfeleistungen (Feuerwehr, Krankenpflege) sind nicht betroffen (Freitag und Gundelach, S. 87 – 113).

Freiwilligenarbeit ist eine Form des sozialen Kapitals und eine wichtige Grundlage für die Schweiz. Schaut man zurück stellt man fest, dass das Ausmass freiwilligen Engagements über die Zeit stabil bleibt. Dieser Aspekt stimmt vor allem für die formelle Freiwilligkeit, während die informelle Freiwilligkeit, die auch eine unverbindlichere und spontanere Art des Engagements darstellt, stärker Schwankungen ausgesetzt ist (Freitag und Manatschal, S. 121 – 146).

Soziales Vertrauen, Reziprozität und Toleranz

Neben dem Vereinsengagement ist das soziale Vertrauen einer der wichtigsten Aspekte des Sozialkapitals. Trotz der Individualisierung und Heterogenität der Lebensstile lässt sich während der letzten 20 Jahre kein Vertrauensschwund in der Schweiz ausmachen. Viel mehr ist eine zunehmende Tendenz feststellbar: Die Auswertung von Freitag zeigt deutlich, dass die Schweizer Bevölkerung dem Nahbereich, d.h. Freunde, Familie, Nachbarn, am meisten vertraut (S. 155 – 179).

Spannend ist, dass in der Deutschschweiz vorwiegend die strategische Reziprozität vorherrscht. Auch zeigt die Analyse, dass in ländlichen Gebieten das altruistische Modell ausgeprägter ist als in urbanen Gebieten. Freitag führt aber an, dass die Reziprozität in der Schweiz bislang noch nie untersucht wurde und daher die Ergebnisse mit gewissem Vorbehalt genossen bzw. durch spätere Studien analysiert werden sollten (S. 186 - 211).

Als letzten Faktor haben Freitag und Manatschal auch die Toleranz untersucht. Von den 73 % der Befragten, welche einer Gruppe ablehnend begegnen, waren nur 12 % bereit, diesen Personen die politische oder soziale Teilhabe zu verweigern. Die Analyse ergab im Weiteren, dass die Schweizer und Schweizerinnen Immigranten als bedrohliche Gruppe empfinden. Der Umgang mit dieser Herausforderung hat grossen Einfluss auf die Entwicklung des Sozialkapitals in der Schweiz (S. 215 – 237).

2.4.7. Schattenseiten des Sozialkapitals

Freitag merkt an, dass nicht vergessen werden darf, dass das Sozialkapital auch negative Folgen haben kann. Starke soziale Zusammenhalte sind zum einen ein grosser Vorteil für die dazugehörigen Gruppenmitglieder, während alle anderen Personen ausgegrenzt sind beziehungsweise von dieser Beziehungsressource nicht profitieren können. Es kann innerhalb einer Gruppe zu negativen Konsequenzen führen, wenn die geltenden Normen der gegenseitigen Hilfestellung dem Erfolg aller oder Einzelner entgegenstehen. Auch fühlen sich die Gruppenmitglieder gegenüber Familien und Freunden mehr verpflichtet als ihrer Gruppenmitgliedschaft. Dies kann in der Siedlung „Am Brunnen“ beobachtet werden (vgl. Kapitel 5.2). Oft fehlt das Engagement für ein Projekt. Starker Zusammenhalt kann eine ausserordentliche Kontrolle und einen zu hohen Anpassungsdruck auf den Einzelnen ausüben, was ihn in seiner Kreativität hemmt. Gruppengeforderte Solidarität schränkt die individuelle Freiheit ein. Auch sogenannte Trittbrettfahrer können zu Problemen führen, wenn Einzelne die Leistungen der Gruppe ausnutzen und damit den Erfolg der Gruppe be- oder verhindern. Die meisten Untersuchungen bestätigen das "Lukas-Matthäus-Theorem": Wer hat, dem wird gegeben. Das heisst, wer sozial integriert und vernetzt ist, ist eher fähig, die Brücke zu unterschiedlichen Formen des sozialen Miteinanders zu schlagen (S. 28, 250 – 251).

„Wir sind – aus neurobiologischer Sicht – auf soziale Resonanz und Kooperation angelegte Wesen. Kern aller menschlichen Motivation ist es, zwischenmenschliche Anerkennung, Wertschätzung, Zuwendung oder Zuneigung zu finden und zu geben.“
Joachim Bauer (2006)

3. Methodisches Vorgehen

In diesem Kapitel erläutern die Autorinnen das methodische Vorgehen dieser Forschungsarbeit sowie deren Ziel und die dazugehörige Fragestellung. Ebenso werden das Leitfadenterview als Datenerhebungsverfahren sowie die Inhaltsanalyse nach Michael Meuser und Ulrike Nagel (1991) erklärt. Die Autorinnen entschieden sich für eine qualitativ-empirische Forschungsmethode, die im nachfolgenden Kapitel detailliert beschrieben wird.

3.1. Forschungsziel und Forschungsfragen

Das Ziel dieser Forschungsarbeit ist es, in einem ersten Schritt die Motivation von Städterinnen und Städtern, welche nach Hüttikon gezogen sind, zu ergründen. In einem zweiten Schritt möchten die Autorinnen die damit verbundenen Erwartungen und Befürchtungen erfahren und herausfinden, wie es um die Integrationsabsichten der interviewten Personen bezüglich ihres neuen Wohnorts Hüttikon steht. Welches Engagement würden die Neuzugezogenen auf sich nehmen, um sich im Dorf Hüttikon zu integrieren und somit zur Kohäsion im Dorf beizutragen?

Mit Blick auf ihr Forschungsziel haben die Autorinnen folgende Fragen gewählt:

- 1. Welche Motivation war für Zuziehende aus urbanen Gemeinden bzw. der Stadt ausschlaggebend für den Umzug in den „ländlichen Agglomerationsraum“ und welche Erwartungen und Befürchtungen in Bezug auf die Gemeinde und die Nachbarschaft werden damit verknüpft?***
- 2. Wie stellen sich die Neuzugezogenen in Hüttikon das Zusammenleben vor und inwieweit wollen/können sie sich für ihre Integration in der Gemeinde einsetzen?***

3.2. Forschungsdesign

Uwe Flick (2012) bezeichnet das Strukturieren der Datenerhebung und -analyse als Forschungsdesign. Dieses hat die Beantwortung der Fragestellung unter Einhaltung der zeitlichen Ressourcen zum Ziel (S.172 – 173).

Die Erkenntnisse aus den theoretischen Grundlagen bilden das Fundament für das Verständnis der Autorinnen. Sichtweisen betreffend den Umzug von der Stadt aufs Land werden mittels der empirischen Forschung eruiert. Dabei dient die Forschungsfrage dazu, den Gegenstand der Forschung sichtbar zu machen und für die Analyse einzuordnen. Aufgrund ihrer Untersuchung verschiedener Forschungsmethoden haben sich die Autorinnen für das Leitfadenterview als Experteninterview entschieden. Dabei handelt es sich um eine qualitative Sozialforschungsmethode. Laut Philipp Mayring (2015) möchte die qualitative Herangehensweise die Elemente, die Beziehungen und Verläufe nicht nur ergründen sondern sie auch verstehen und sich ein Bild darüber machen. Sie setzt somit bei der Einzigartigkeit an. Dieser Schritt vom Individuellen auf das Generelle wird als Induktion bezeichnet (S. 19). Horst Otto Mayer (2013) sagt zur Induktion, dass im Gegensatz zur Deduktion die Beobachtung von Einzelfällen zu allgemein gültigen Aussagen führen (S. 21).

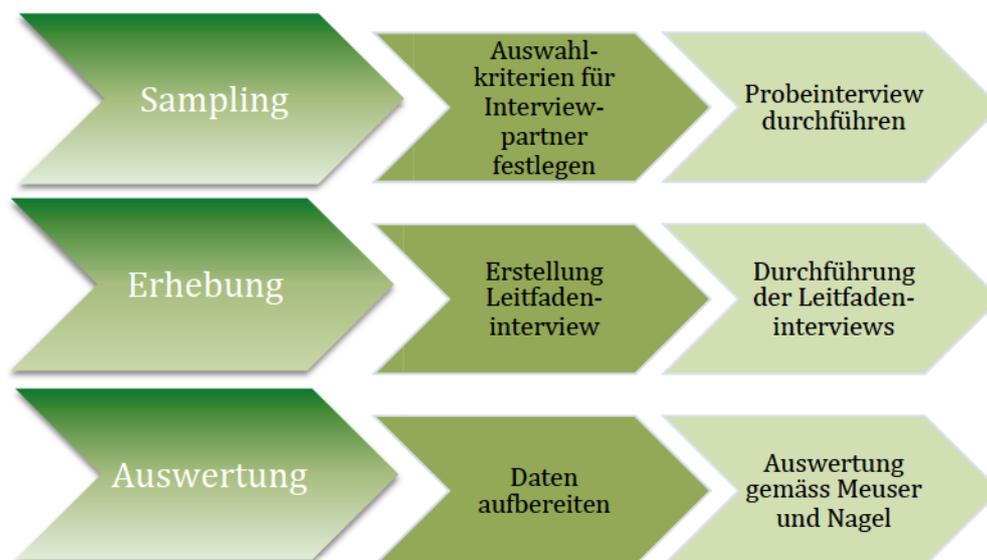


Abbildung 8: Forschungsdesign (eigene Darstellung)

3.3. Datenerhebung

3.3.1. Sampling

Laut Mayer (2013) ist es bei empirischen Studien oft nicht realisierbar, alle Bestandteile eines Bereiches zu untersuchen. Es wird daher mit Stichproben gearbeitet, welche aber die Gesamtheit repräsentieren, damit die Ergebnisse auf andere Fälle ableitbar sind (S. 38 – 39). Auch den Autorinnen war es nicht möglich, alle Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlung "am Brunnen" zu interviewen. Sie mussten sich deshalb für eine stichprobenartige Erhebung entscheiden. Flick (2011) führt aus, dass während des Forschungsprozesses verschiedene Auswahlentscheide anstehen. Darunter fällt bei der Interviewstudie auch die Wahl der zu interviewenden Personen. Durch das so genannte Sampling wird bestimmt, welche Personen oder Gruppen untersucht werden. Mit der Vorab-Festlegung der Samplestruktur werden abstrakte Kriterien zur Auswahl der Personen gebildet. Abstrakt deshalb, weil sie zum einen von der Fragestellung vor der Erhebung und Analyse ausgehen und zum andern durch gewisse Vorstellungen der Forschenden entwickelt wurden (S. 155 – 156).

Zur Eingrenzung der für die Forschungsarbeit in Frage kommenden Personen haben die Autorinnen folgende Kriterien festgelegt:

- Neuzugezogene aus der Stadt Zürich oder der gleich anschliessenden Agglomeration (Gemeinden mit +6000 Einwohner)
- Junge Familien mit Kindern
- Ausgewogener Geschlechteranteil
- keine Alleinerziehende, nur Männer und Frauen mit traditionellen Familienstrukturen
- keine Berücksichtigung des Migrationshintergrunds

Da die Autorinnen die Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlung "am Brunnen" in Hüttikon nicht persönlich kannten und somit auch nicht wussten, welche Familienstrukturen diese aufweisen, wurde allen Bewohnern ein Brief (siehe Anhang B) persönlich abgegeben oder in den Briefkästen verteilt.

Darin stellten die Autorinnen ihre Forschungsarbeit kurz vor und baten um einen Termin für ein Interview. Die definierten Kriterien für die Teilnahme wurden den interessierten Personen bei der Kontaktaufnahme erläutert. Die Autorinnen konnten so die in Frage kommenden Personen herausfiltern und hatten dabei die Möglichkeit eines ersten Kontakts mit ihren Interviewpartnern.

Als geeignetes Instrument für die qualitative Forschung empfiehlt Philipp Mayer (2002) die Einzelanalyse, die Dokumentenanalyse, die Handlungsforschung, die Feldforschung, das Experiment sowie die Evaluation (S. 40). Für die von den Autorinnen gewählte Fragestellung war die Feldforschung am besten geeignet. Sie bedient sich einer Vielzahl von Methoden und Techniken. Das Material kann sowohl durch informelle und formelle Befragung von Probanden als auch durch teilnehmende Beobachtung gewonnen werden. Für diese Forschungsarbeit wurden Beobachtungen sowie offene, formelle Interviews mit den Neuzugezogenen der Siedlung "am Brunnen" gemacht. Als Befragungsmethode diente das Leitfadeninterview nach Cornelia Helfferich (2011, S. 182 – 185).

Ein glücklicher Zufall wollte es, dass eine der Autorinnen eine Bewohnerin der "Siedlung am Brunnen" persönlich kannte. Die Autorinnen fragten diese an, ob sie sich als "Gatekeeperin" zu Verfügung stellen würde. Mit dieser Person wurde auch das erste Interview geführt und sie stellte sich danach als Auskunftsperson für allfällige Fragen von Interessierten zur Verfügung. Die Autorinnen durften den Brief (an die übrigen Bewohnerinnen und Bewohner mit ihrer Telefonnummer ergänzen und den Hinweis anbringen, dass man sich bei Fragen an die genannte Person wenden könne. Flick (2012) führt aus, dass der Zugang zum zu untersuchenden Feld für Forschende in der qualitativen Forschung ein gewisses Hindernis darstellen kann. Die Beteiligten müssen bereit sein, ihr Alltagsleben vor Fremden auszubreiten, ohne vorgängig die detaillierten Fragen zu kennen und können somit nur schwer abschätzen, was auf sie zukommt. Dies kann zu einer Abwehrhaltung führen (S. 142). Diese Erfahrung mussten auch die Autorinnen machen, als sie feststellten, dass sich - trotz „Gatekeeperin“ - sehr wenige Personen auf die erste Anfrage meldeten. Sie mussten eine erneute Aktion lancieren. Dieses Mal wurden alle Briefe (Anhang C) persönlich abgegeben. Aufgrund dieser Nachfassaktion meldeten sich weitere fünf Personen für ein Interview. Von den zehn geplanten Interviews erhofften sich die Autorinnen einen ausgewogenen Anteil an Frauen und Männern. Es stellten sich aber mehr Frauen als Männer zur Verfügung, was gemäss Aussagen der Interviewten daran lag, dass die Männer aufgrund ihrer Arbeitsbelastung weniger Zeit zur Verfügung hätten.

3.3.2. Entwicklung des Leitfadens

Laut Flick (1999) erhält man verbale Daten in der qualitativen Forschung anhand von Erzählungen oder über Leitfadeninterviews. Bei der qualitativen Sozialforschung sind konkrete Aussagen über einen Gegenstand das Ziel der Datenerhebung. Daher ist er der Ansicht, dass das Leitfadeninterview als ökonomischster Weg zur Datenerhebung ideal ist. Qualitative Forschung setzt eine gewisse Offenheit voraus. Das Leitfadeninterview ist daher eine passende Herangehensweise, da bei diesem halbstrukturierten Interview offene Fragen gestellt werden und die interviewte Person frei erzählen kann. Der Leitfaden gibt den Rahmen vor, damit keine für die Forschungsfrage wichtige Ansichten vergessen gehen (Mayer, 2013, S. 37).

Aufgrund der theoretischen Grundlagen und der primären Forschungsfragen haben die Autorinnen sich für Experteninterviews entschieden, beruhend auf einem offenen Leitfadeninterview.

Bei der Erstellung des Leitfadens haben sich die Autorinnen an das SPSS-Prinzip der Leitfadenerstellung gemäss Cornelia Helfferich gehalten. (2011, S. 182 – 185)

1. Schritt "S" Sammeln von Fragen	Brainstorming zu allen Fragen, die den Autorinnen zu ihrer Fragestellung in den Sinn kamen
2. Schritt "P" Prüfen	Die Fragen von Schritt 1 wurden einer Prüfung unterzogen, reduziert und strukturiert
3. Schritt "S" Sortieren	Die verbleibenden Fragen wurden sortiert und nach Themen kategorisiert. Es gab zwei Hauptkategorien "Motivation, Erwartungen, Befürchtungen" und "Integration und Kohäsion" sowie die dazugehörigen Unterkategorien
4. Schritt "S" Subsumieren	Finden einer möglichst prägnanten Erzählaufforderung für die beiden Hauptkategorien und entsprechend formulierte Nachfrage- und Aufrechterhaltungsfragen

Tabelle 2: SPSS-Methode (eigene Darstellung nach Helfferich, 2011, S. 182 – 185)

Mittels der SPSS-Methode entwickelten die Autorinnen folgenden Leitfaden:

1. Leitfrage zum Thema: Motivation, Erwartungen und Befürchtungen zum Umzug

„Erzählen Sie uns doch bitte ganz ausführlich wie es dazu kam, dass Sie nach Hüttikon gezogen sind?“

Inhaltliche Aspekte	Nachfragefragen	Aufrechterhaltungsfragen
Assoziationen mit dem Ausdruck „Land“	Was verbinden Sie mit dem Ausdruck „auf dem Land?“	Was bringen Sie gedanklich mit dem Begriff „aufs Land“ in Verbindung?
Familiensituation	Welche Bedeutung hat es für Sie als Familie, dass Sie aufs Land gezogen sind?	Weitere Bedeutungen, die Ihnen in den Sinn kommen?
Familiensituation	Wie würden Sie Ihre Lebenssituation beschreiben, als Sie sich entschlossen haben aufs Land zu ziehen?	Fallen Ihnen weitere Aspekte ein, die dazu geführt haben, dass Sie aufs Land zogen?
Persönliche Vorstellungen und Erwartungen	Welches waren Ihre Vorstellungen, wie es hier sein würde?	Was davon ist wahr geworden, was nicht?
Persönliche Vorstellungen und Erwartungen	Welche Befürchtungen hatten Sie bezüglich Ihrer Zukunft oder auch der Ihrer Familie?	Was fällt Ihnen sonst noch ein?
Ökonomische Situation	Welches waren Ihre Kriterien für die Auswahl des Orts an den Sie umziehen wollten?	Verkehr, Anbindung, Schule, Arbeitsweg, Steuern etc.

Tabelle 3: Unterfragen zur Leitfrage 1 (eigene Darstellung)

2. Leitfrage zum Thema: Integration und Kohäsion am neuen Ort

„Wie stellen Sie sich das Zusammenleben in Hüttikon vor (Kontakte, Vereine, politische Veranstaltungen etc.)?“

Inhaltliche Aspekte	Nachfragefragen	Aufrechterhaltungsfragen
Direkte Nachbarschaft (Gemeinschaft)	Welche Erwartungen und Wünsche haben Sie an die Nachbarschaft?	Haben sich diese bereits erfüllt?
Direkte Nachbarschaft (Gemeinschaft)	Wie erleben Sie Ihre Nachbarschaft bis jetzt?	Gab es eine spezielle Begegnung?
Nachbarschaft (Gemeinschaft)	Was braucht es aus Ihrer Sicht, um nachbarschaftliche Kontakte pflegen zu können?	Fallen Ihnen weitere Aspekte ein? Infrastruktur der Siedlung?
Gemeinde (Gemeinschaft)	Welche Erwartungen und Wünsche haben Sie an die Gemeinde Hüttikon?	
Gemeinde (Gemeinschaft)	Was braucht es aus Ihrer Sicht, um sich im Dorf integrieren zu können?	Was braucht es, um Kontakte zu knüpfen?
Gemeinde (Gemeinschaft)	Denken Sie, dass Hüttikon solche Angebote bietet?	Falls ja, bitte begründen Sie dies oder bringen Sie Beispiele oder Situationen, die dies zeigen?

Tabelle 4: Unterfragen zur Leitfrage 2 (eigene Darstellung)

Das Experteninterview ist laut Meuser und Nagel (1991) eine besondere Art des Leitfadeninterviews. Im Fokus steht nicht die Interviewte/der Interviewte als Person sondern sie/er in ihrer/seiner Eigenschaft als Spezialistin/Spezialist für ein bestimmtes Thema. Die Befragung zielt auf einen klar definierten Ausschnitt ihrer/seiner Wirklichkeit ab. Als Expertinnen und Experten gelten diejenigen Personen, welche im Hinblick auf den zu untersuchenden Sachbereich als kompetent erscheinen. Sie sind Teil des Handlungsfelds, das den Forschungsgegenstand ausmacht. Sie stehen in Abhängigkeit zum Forschungsinteresse und werden somit von den Forschenden als Experten bestimmt (S. 441 – 443). Mit dem Leitfaden können die Forschenden die Ergiebigkeit der Befragung zu einem bestimmten Thema stark steuern. Dies bedeutet aber auch, dass sich die Forschenden intensiv mit der Thematik auseinandersetzen müssen (S. 448).

3.3.3. Datenerfassung

Pretest

Mayer (2013) empfiehlt einen Pretest vor der eigentlichen Umsetzung der Befragung, d.h. den Leitfaden in einem Probeinterview zu testen, damit er allenfalls noch angepasst werden kann (S. 45). Die Autorinnen haben mit der „Gatekeeperin“ einen solchen Pretest durchgeführt. An diesem Interview nahmen beide Autorinnen teil. Eine Person leitete das Interview, die andere machte Notizen und stellte ergänzende Fragen. Es kamen keine massgeblichen Mängel zum Vorschein, weshalb der Leitfaden beibehalten wurde. Das Interview dauerte eine gute Stunde, was die Autorinnen für akzeptabel hielten. Laut Mayer (2013) ist es wichtig, dass sich die fragende Person nicht zu starr an den Leitfaden hält, aber auch nicht zu stark abschweift (S. 37). Da dies das erste Interview war, fiel es der Interviewerin teilweise

schwer die Balance zwischen Offenheit gegenüber den angesprochenen Themen und Konzentration auf die gestellten Fragen zu halten. Dank diesem Pretest war es für die interviewenden Autorinnen anschließend einfacher, die relevanten Themen im Fokus zu behalten. Die „Gatekeeperin“ erfüllte alle erforderlichen Kriterien, weshalb das mit ihr geführte Interview ebenfalls in die Auswertung miteinbezogen wurde.

Vorgehen bei den Interviews

Die Anzahl der Interviews wurde zwischen den beiden Autorinnen aufgeteilt. Es nahm also nur jeweils eine der Autorinnen an einem Interview teil. Damit sich die interviewten Personen wohl fühlten und so ungezwungen beide Leitfragen beantworten konnten, wurde die Befragung bei ihnen zu Hause durchgeführt. Die Autorinnen erstellten vorgängig gemeinsam einen Ablaufplan des Interviews (siehe Anhang D) und gewährleisteten so, dass die Interviews unabhängig von der durchführenden Person identisch abliefen.

Laut Mayer (2013) hilft ein Aufnahmegerät zum Festhalten des Gesprächs, sodass sich die/der Interviewende vollständig auf das Leitfadenterview konzentrieren kann. Im Weiteren empfiehlt er, den Befragten mitzuteilen, dass die Daten anonymisiert werden (S. 46 – 47).

An diese Empfehlungen haben sich die Autorinnen gehalten. Alle Interviews wurden in Audioformat aufgenommen. Dazu wurde den befragten Personen eine Einverständniserklärung vorgelegt, welche alle Befragten unterschrieben. Die Vorlage dazu ist im Anhang F zu finden.

3.3.4. Datenaufbereitung und -auswertung

Nach Mayring (2002) ist für eine detaillierte Analyse eine Transkription notwendig. Denn nur wenn die gesprochenen Daten aus den Interviews verschriftlicht werden ist es möglich, die verschiedenen Textpassagen miteinander zu vergleichen und in einen Kontext zu bringen. Die Transkription bildet die Grundlage für eine ausführliche Interpretation der Daten. Bei der wörtlichen Transkription wird sämtliches Material vollständig erfasst (S. 89). Dazu stehen drei Techniken zur Verfügung: Das internationale Phonetische Alphabet, um die Dialekte wiederzugeben, die literarische Umschrift, die auch Dialekt im gebräuchlichen Alphabet wiedergibt oder die Übertragung ins Schriftdeutsche (S. 91). Da in Dialekt gemachte Aussagen im Schriftdeutschen zum Teil an Bedeutung verlieren haben sich die Autorinnen entschlossen, das gebräuchliche Alphabet zu verwenden und den Dialekt nicht ins Schriftdeutsche zu übertragen. Alle geführten Interviews wurden von den Autorinnen wörtlich und in der Sprache, in der sie aufgenommen wurden, transkribiert.

Die beiden Autorinnen haben sich für das Auswertungsverfahren nach Meuser und Nagel (1991) entschieden. Dieses Verfahren setzt eine Transkription voraus, verzichtet aber im Gegensatz zum narrativen Interview auf das Festhalten von Pausen, Stimmlagen oder nonverbalen Elementen, weil es bei Experteninterviews um das Herausarbeiten des Gemeinsamen und nicht um individuelle Aussagen geht (S. 455). Nach der Transkription werden die Interviews nach Meuser und Nagel in einem fünfstufigen Verfahren ausgewertet (S. 456 – 466). Als erstes werden die transkribierten Interviews paraphrasiert. Dann werden diese Textpassagen nach Themen geordnet und mit Überschriften versehen. In einem weiteren Schritt werden die Aussagen einander gegenüber gestellt. Zum Schluss werden Typisierungen, Muster und Verallgemeinerungen herauskristallisiert. Mittels Theorien werden dann die eruierten Themen geordnet.

1. Stufe "Paraphrase"	Dies ist der erste Schritt zur Verdichtung. Das transkribierte Interview wird mit eigenen Worten wiedergegeben und die Inhalte einer Äusserung zu einem Thema werden hervorgehoben. Es sollen auch neue Aspekte beachtet werden. Damit die Paraphrasen verglichen werden können ist es wichtig, die ersten Paraphrasen noch einmal durchzusehen und allenfalls anzupassen. Nur so ist die Vergleichbarkeit gewährleistet.
2. Stufe "Thematische Ordnung"	Der nächste Schritt zur Verdichtung des Materials besteht nun darin, die paraphrasierten Textpassagen thematisch zu kategorisieren und diese mit Überschriften zu versehen. Textpassagen mit ähnlichen Themen werden zusammengefasst und einem Thema zugeordnet.
3. Stufe "Thematischer Vergleich"	Erst jetzt werden die verschiedenen Interviews miteinander verglichen und die Passagen, in denen ähnliche oder gleiche Themen angesprochen wurden, zusammengestellt und mit Überschriften standardisiert.
4. Stufe " Soziologische Konzeptualisierung"	Gemeinsamkeiten und Differenzen werden herausgearbeitet und mit Hilfe von theoretischem Wissen und empirischen Studien in einer wissenschaftlichen Sprache formuliert. Ziel dabei ist es, ein Ordnungsprinzip bezüglich Typisierungen, Mustern und Verallgemeinerungen zu finden.
5. Stufe "Theoretische Generalisierung"	Erst jetzt werden entsprechende Theorien hinzugezogen und die Themen in ihrem internen Zusammenhang theoretisch geordnet.

Tabelle 5: Abbildung der fünf Auswertungsstufen (eigene Darstellung nach Meuser und Nagel, 1991 S. 456 – 466)

4. Ergebnisse

Die Autorinnen legen in diesem Kapitel die Ergebnisse ihrer Forschung schriftlich dar. Dabei wurden nur die für die Fragestellung relevanten Daten aus den Interviews herauskristallisiert. Weitere Aussagen, wie zum Beispiel solche zum Objekt „Haus“, wurden nicht berücksichtigt.

In einem ersten Schritt geben die Autorinnen eine kurze Übersicht über die interviewten Personen, anschliessend wird auf die Kategorisierung der einzelnen Aussagen eingegangen und anhand eines Beispiels visualisiert. Im Weiteren werden die Forschungsergebnisse (gebündelte Aussagen aus den Interviews) detailliert und mit Zitaten versehen wiedergegeben. Den Abschluss bildet eine Zusammenstellung der relevantesten Resultate.

4.1. Übersicht über die interviewten Personen

Es wurden insgesamt 10 Interviews geführt. Sieben davon mit Frauen. Alle ausser einer Person waren zwischen 35 bis 43 Jahre alt und alle haben bis zu zwei Kinder im Vorschulalter. Alle Personen leben in traditionellen Familienverhältnissen. Bei neun der befragten Personen konnte festgestellt werden, dass mindestens eine Partei 100% und die andere ebenfalls zwischen 20 – 60 % arbeitet. Alle verfügen über eine höhere Ausbildung und arbeiten als unselbständig Erwerbende in der Stadt Zürich. Alle Interviewten zogen im Frühjahr 2015 neu in die Siedlung „Am Brunnen“ ein.

4.2. Kategorisierung der Aussagen

Die Autorinnen haben – gemäss der zuvor erläuterten Auswertungsmethode – die Ergebnisse zu Themen kategorisiert. Dabei differenzierten sie die Aussagen zu Leitfrage 1 und Leitfrage 2. Aus den Aussagen zu den zwei Interviewfragen kristallisierten sich Themen mit ähnlichen Schwerpunkten heraus, welche zusammengefasst und mit Überschriften versehen wurden. Dieses Vorgehen ermöglichte es den Autorinnen, Gemeinsamkeiten in den Aussagen zu eruieren und entsprechend miteinander zu vergleichen.

Kategorien der Aussagen zur ersten Leitfrage:

- Standortbedingte Motivation
- Motivation Eigenheim im Rahmen der Familienplanung
- Motivation „Landleben“
- Motivation aufgrund der eigenen Herkunft
- Befürchtungen hinsichtlich der Infrastruktur und der demografischen Zusammensetzung von Hüttikon

Kategorien der Aussagen zur zweiten Leitfrage:

- Integration in der Siedlung
- Integration in der dörflichen Nachbarschaft
- Integration in der Gemeinde

Beispiel anhand eines Auszugs aus einem nach Meuser und Nagel (1991) paraphrasierten, kategorisierten Interview eines Bewohners der Siedlung "Am Brunnen"

Zur 1. Leitfrage: „Erzählen Sie uns doch bitte ganz ausführlich wie es dazu kam, dass Sie nach Hüttikon gezogen sind?“

Kategorien	Aussagen
Standortbedingte Motivation	Für mich war es wichtig, dass es noch im Grossraum Zürich liegt. Auch, dass es in der Nähe des Flughafens war, war wichtig, da ich öfters mal auf Geschäftsreise bin.
Motivation Eigenheim im Rahmen der Familienplanung	Durch die Familie wurde Wohnen viel wichtiger. Ohne Kinder hätten wir eher eine Wohnung in der Stadt gekauft.
Motivation Landleben	Die Stadt ist viel anonymter als es auf dem Land ist. Grüner, ruhiger ist es auf dem Land.
Motivation eigener Herkunft	Wir wohnten in der Stadt Zürich. Die Familie meiner Frau kommt aus Kölleken, eher ländlich und meine Familie kommt aus dem Grossraum Zürich. Ich war eher stadtorientiert, meine Frau eher landorientiert.
Befürchtungen hinsichtlich Infrastruktur und der demographischen Zusammensetzung	Am Anfang hat uns die Strasse gestört, wegen des Lärms. Begegnungsorte gibt es nicht so viele in Hüttikon.

Tabelle 6: Auszug eines paraphrasierten, kategorisierten Interviews zur 1. Leitfrage

Zur 2. Leitfrage: „Wie stellen Sie sich das Zusammenleben in Hüttikon vor (Kontakte, Vereine, politische Veranstaltungen etc.)?“

Kategorien	Aussagen
Integration Siedlung	Hier hat es rundum Kinder. So sind wir schnell in Kontakt gekommen. Es hat Leute in unserem Alter. Das ist super. Das vereinfacht vieles. Wir haben Interesse in der näheren Umgebung guten Kontakt zu haben. Wir haben auch die näheren Nachbarn zum Apéro eingeladen. Wir wollen den Kontakt mit den Personen unmittelbar in unserem

	Umfeld. Mit ihnen suchen wir aktiv Kontakt.
Integration dörfliche Nachbarschaft	<p>Ich suche nicht aktiv den Kontakt zu Nachbarn.</p> <p>Wir möchten ein gutes Umfeld haben, mit den Nachbarn.</p> <p>Aber Kontakt schliessen mit dem ganzen Dorf, eher nicht.</p> <p>Wir wollen ein gutes Miteinander, freundlich sein, aber mehr ist nicht geplant.</p>
Integration Gemeinde	<p>Ich bin kein Vereinstyp. in der Sendung über Hüttikon hat man die Stammtischleute gehört und ich entspreche genau diesem Bild.</p> <p>Wir sind nicht diejenigen, welche an jede "Hundsverlochete" der Gemeinde gehen.</p> <p>Wir wollen dazugehören.</p> <p>Unser Leben ist schon gut ausgefüllt und wir müssen die Zeit nicht mit neuen Aktivitäten füllen.</p> <p>Wenn es wieder sowas wie den Neuzuzügerapéro gibt sind wir dabei. Dies fanden wir gut.</p>

Tabelle 7: Auszug eines paraphrasierten, kategorisierten Interviews zur 2. Leitfrage

4.3. Abbildung der Forschungsergebnisse

4.3.1. Aussagen zu Leitfrage 1:

Motivation, Vorstellungen und Wünsche sowie Befürchtungen

Welche Motivation war für Zuziehende aus urbanen Gemeinden bzw. der Stadt ausschlaggebend für den Umzug in den „ländlichen Agglomerationsraum“ und welche Erwartungen und Befürchtungen in Bezug auf die Gemeinde und die Nachbarschaft werden damit verknüpft?

Standortbedingte Motivation

Bei allen Befragten stand der Aspekt des Eigenheims im Vordergrund. Der Wunsch nach einem Haus mit Garten wurde durch ökonomische Aspekte in seiner Verwirklichung eingeschränkt was dazu führte, dass sich die Personen für den Kauf eines Reiheneinfamilienhauses in Hüttikon entschieden. Viele der Interviewten wären gern in der Stadt oder zumindest noch mehr in Stadtnähe geblieben, mussten aber aufgrund der dort herrschenden Immobilienpreise in den weiteren Agglomerationsgürtel ausweichen.

„Und denn isch eigentlich d’Idee gsi – also Hüttike isch nöd speziell.... also ich sägs jetzt so, mir händ nöd speziell gseit mir wänd ufs Land zieh oder mir wänd uf Hüttike zieh... und denn hämmer gsuecht, mir händ eifach mal gsuecht und denn hät sich das ergeh.

„Es hät sich dänn au usegstellt, dass es i de Stadt Züri unmöglich isch öpis z'finde. Vorallem au händ mir e Vorstellig gha vomene Hus.“

„Wenn wir was Zahlbares in der Stadt gefunden hätten, wären wir in der Stadt geblieben.“

„Da vorne gits alleinstehendi Hüüser für irgendwie 1.5 oder 1.6 Millione. So vill hämmer nöd gha und drum hets denn es Reiheefamiliehüsli geh.“

„Mir händ wieter glueged, vorallem min Ma hät gsueched und irgendwänn hät er mir dänn das Hus in Hüttike zeiged. Er isch sehr unsicher gsi. Und ich han dänn au gfunde Hüttike!“

Viele der Befragten arbeiten in der Stadt Zürich und benützen für den Arbeitsweg das Auto. Dementsprechend war ein weiteres wichtiges Standortkriterium die Dauer der Fahrt von Zuhause zum Arbeitsort. Einige der Interviewten gaben an, dass ihr Arbeitsweg nicht länger als eine halbe Stunde in Anspruch sollte, was ebenfalls für Hüttikon sprach, da dieses Dorf via Strassennetz gut mit Zürich verbunden ist.

„Für mich isch no wichtig gsi, dass es glich no im Grossrum Züri liet. Und au wäg em Schaffe...“

„Ein Auto oder zwei sind hier ein Muss.“

„Mit em Auto häm mer jetzt 10 Minute oder villicht 13 – 14 Minute is Franketal. Ehm, mir händ gfunde, es isch doch no in Züri, im Kanton Züri, es isch nonig Aargau.“

„Auch, dass es in der Nähe des Flughafens war, war wichtig, da ich öfters mal auf Geschäftsreise bin.“

Motivation Eigenheim im Rahmen der Familienplanung

Hauptmotivation dafür, überhaupt ein Haus zu kaufen, war aber für alle Interviewten in erster Linie die Familienplanung. Sie alle gaben an, dass ihnen die Wohnung in der Stadt mit den Kindern zu klein geworden sei und sie deshalb Ausschau nach einem Haus gehalten haben. Nur wenige der Befragten wären in einer Wohnung geblieben – ob gekauft oder gemietet – und nur wenige wären zur Miete in ein Haus gezogen. Hingegen wären viele, hätten sie keine Kinder gehabt, in der Stadt Zürich wohnhaft geblieben. Für die meisten stand also der Erwerb eines Eigenheims mit Garten im Vordergrund und damit die Möglichkeit für die Kinder, draussen spielen zu können. Oftmals wurde das Haus mit Garten für die Familie als Herzenswunsch oder Traum bezeichnet, der nun in Erfüllung gegangen sei. Neben den Platzverhältnissen und dem persönlichen Wunsch, ein Haus zu besitzen, spielten aber auch die Mitgestaltungsmöglichkeiten am Haus oder ökonomische Aspekte wie die zur Zeit günstigen Hypothekenzinse eine grosse Rolle:

„Ich han scho immer de Traum vomene Hus gha, das isch scho immer gsi, aber scho mit Chind. Ich han mir nie überleit es Hus ohni Chind. Dänn hette mir eher e Wohnig. Und dänn wär au wieder d'Stadt im Vordergrund gsi.“

„...dänn händ mir eus dänn überleit was mir da scho a Miete zahlt händ, es isch mal renoviert worde, aber suscht häscht ja kei Mitsprach, chascht ja gar nüt säge.“

„Ohni Chind het ich keis Bedürfnis nach emene Hus gha.“

„Das ist relativ einfach, wir haben zwei kleine Kinder, fast 2 und 4 1/2 Jahre alt und wir haben in einer Wohnung in Glattbrugg gewohnt und die wurde zu klein. Also haben wir uns interessiert etwas grösser zu werden und was liegt näher als ein Haus, vielleicht mit kleinem Garten.“

Motivation Landleben

Durch die Fragestellung in den Interviews wurden viele Aussagen zum „Leben auf dem Land“ und zu damit verbundenen Vorstellungen und Befürchtungen geäussert. Einige der Befragten äusserten deutliche Vorbehalte gegenüber dem Umzug aufs Land.

„Also Höngg hätte uns noch gut gefallen um zu bleiben, das wär ja wirklich Stadt.“

„Ich han mich am Afang müesse mit dem Gedanke afründe, so ufs Land use z'zieh.“

Viele der interviewten Personen nannten aber gleichzeitig die folgenden positiven Aspekte: Bessere Lebensumstände für die Kinder, Nähe zur Natur, mehr Platz, Ruhe, bessere Entspannungsmöglichkeiten, Einfachheit des Lebens auf dem Land, Entschleunigung und weniger Anonymität als in der Stadt.

„Ich meine wenn die Chli gseht, wie mer Sämler pflanzt und cha zueluege wie's wachse tuet bis zur Ernti und zum Gschmack. Das isch für mich au Bildig, natürlicher Bildig sägi...“

„Und wenn ich a dene Chüeli verbii fahre denn dank ich die sind super, da gang i zum Buur go Milch hole. Das isch für mich so bezoge mit Gmütlichkeit, oder bitzli obenabe fahre vom Ganze.“

„Und au i de Stadt isch es viel anonym als uf em Land. Det wo mir vorher gwohnt händ isch es anonym gsi und au wäm mer öpis i de Stadt kauft hettet, wärs sehr wahrschiendlich au glich gsi.“

„Am Abig nach em Schaffe häsch dini Rueh, chasch zruggfahre, so chli ebe entspanne, mit de Familie gnüsse, so „ein Bisschen Landleben“ und tagsüber wämmer Business het de chasch uf Züri...“

Motivation aufgrund der eigenen Herkunft

Nicht wenige der Befragten sind selbst auf dem Land aufgewachsen oder in einer vergleichbaren Siedlung und sagten aus, dass sie dadurch bereits Erfahrungen mitbrächten, die den Umzug in die ländliche Agglomeration bzw. in die Überbauung „Am Brunnen“ vereinfachten.

„Und mir sind beidi, also ich vor allem, ufgwachse imene chline Dorf und sind nöd unbedingt so uf d'Stadt bezoge.“

„Ich bin auch in einer solchen Überbauung aufgewachsen. Es war zwar mitten in der Stadt, aber vom Prinzip her gleich.“

„Ich glaub es sind schon noch viele Prägungen da wie man aufgewachsen ist.“

„Ich bin auch in Österreich direkt in der Stadt aufgewachsen. Andererseits mein Mann kommt vom Land. Der ist in der Nähe von Bern aufgewachsen, aber auch in einem so kleinen Dorf. Er war sich das gewohnt, dass man mit dem Zug irgendwo länger hinfahren muss.“

Befürchtungen hinsichtlich der Infrastruktur und der demografischen Zusammensetzung von Hüttikon

Es wurden aber gleichzeitig auch Befürchtungen in Bezug auf die Infrastruktur am neuen Ort sowie die demografische Zusammensetzung von Hüttikon geäußert. Die Tatsache, dass es keinen Laden, keine Poststelle, keine Bibliothek, keinen Kindergarten und keine Schule gibt, weckte bei vielen Befragten teilweise ungute Gefühle. Auch fanden einige Befragte, das Dorf sei überaltert. Betreffend dörfliche Nachbarschaft äusserten diese sich eher distanziert.

„Als wir merkten, wie klein das Dorf ist, haben wir uns schon Gedanken gemacht zur Infrastruktur, Schule, Kindergarten.“

„Befürchtig, wäm mer vo Hüttike ghört hät, kei Post, kei Läde, kein Bahnhof. So chli das was i dere Sendig uf Schweiz aktuell verzellt händ. Jede Abig händs es wiederholt. Mir sind dänn so i eusere Stadtwohning gsi und händ das glueged und händ dänkt ja super.“

„Ich hatte Befürchtungen, weil die im Dorf schon alle 50/60 Jahre alt sind.“

4.3.2. Aussagen zur Leitfrage 2:

Integration, Kohäsion, Zusammenleben

Wie stellen sich die Neuzugezogenen in Hüttikon das Zusammenleben vor und inwieweit wollen/können sie sich für ihre Integration in der Gemeinde einsetzen?

Integration in der Siedlung

Die meisten Befragten äusserten sich zur Integration und zum Zusammenleben in der Siedlung positiv. Bei einigen beschränkte sich der Kontakt bis jetzt auf die unmittelbaren Nachbarn. Dieser wird aber übereinstimmend als sehr positiv und fruchtbar bezeichnet. Die Mehrheit fühlt sich in der Siedlung „aufgehoben“ und hat bereits viele Kontakte innerhalb der Siedlung geknüpft. Zurückgeführt wird dies von fast allen Befragten auch darauf, dass „sie alle in der gleichen Situation sind“ und „die gleichen Probleme haben“. Das bezieht sich auf die familiäre Situation - die meisten der Befragten haben ein bis zwei Kinder im Alter bis zu 6 Jahren - sowie die Tatsache, dass sie alle fast zur gleichen Zeit in die Siedlung eingezogen sind. Mit dem Umzug, dem Einrichten und der Zeit, die sie dafür benötigten, haben sie einen gemeinsamen Nenner. Zudem gibt es in der Siedlung ein paar bautechnische Ungereimtheiten, weshalb sich die Männer bereits zusammengeschlossen haben um bei der Baufirma zu intervenieren. Die Frauen hingegen haben sich, gemäss ihren Aussagen, zusammengeschlossen, um gemeinsam die Kinderbetreuung und das Begleiten der Kinder auf deren Weg in den Kindergarten zu meistern oder sie treffen sich draussen beim Spielen mit den Kindern. Auch hier sind die gemeinsamen Themen ausschlaggebend für die Kontaktaufnahme untereinander, wie von allen Befragten betont wird. So besteht zum Beispiel bereits eine Whatsapp-Gruppe mit dem Titel „Am Brunnen-Mamis“, mittels der sich die Frauen in der Siedlung

austauschen und gegenseitig absprechen können. Allen Aussagen zufolge sind die Kinder ein wichtiges verbindendes Element für den Kontakt innerhalb der Siedlung.

„Das isch halt de Vorteil, dass mer alli neu cho sind und das git so chli das Feeling dass mer alli so chli ... ja wemmer sich trifft grad afanged rede oder mer het scho Gschprächsstoff, mer fragt wenn sind ihr izoge, wie isch es bi eu, gits Problem?“

„...und das war für mich dann eine Supermotivation hierher zu kommen, weil alle neu sind, weil alle offen sind, weil alle auf einen zugehen wollen.“

„Da hät jedes Hus rundume Chind. Es sind Lüt i eusem Alter und au d'Kind wo im gliche Alter sind. Das isch scho super. “

„Besonders wegen der Kinder finde ich es hier super. Sie können jederzeit raus, haben andere Kinder zum spielen, vor allem unsere kleine Strasse ist eine richtige Spielstrasse für sie.“

Grundsätzlich ist eine offene und neugierige Haltung in der Siedlung spürbar. Es gibt aber auch ein paar wenige negative Stimmen. So wurde uns von einer Minderheit der Personen gesagt, dass sie mit den Leuten, welche nach der ersten Bauetappe – also zu einem früheren Zeitpunkt – eingezogen sind, kaum Kontakt hätten. Ebenso wurde ausgesagt, dass sich bereits Untergruppen in der Siedlung gebildet hätten, zum Beispiel von jenen, welche an derselben Strasse wohnen. Von Befragten am Rand der Siedlung wurde ausgesagt, dass sie sich weniger integriert fühlen als jene, die mitten in der Siedlung wohnen. Einige Mütter sagten aus, dass sich der Kontakt vor allem über die Kinder ergibt. Allerdings fehle es wegen der Kinder auch oft an der nötigen Zeit, Kontakte genügend zu pflegen.

„Aso d'Siedlig da han ich s'Gfühl dass es bereits so Untergruppierige geh het, will ich bin jetzt eifach so da im Egge obe, vo demm här bin ich jetzt eifach mit dene zwei Familie da.“

„Die Kinder sind gut, dass man in Kontakt kommt, andererseits ist es so auch schwieriger, weil dann muss man wieder Essen kochen und so.“

Auf das Fehlen eines Gemeinschaftsraums angesprochen, vertraten fast alle eine ähnliche Meinung. Kaum jemand der Befragten wünscht sich einen Gemeinschaftsraum. Die meisten finden, ein Gemeinschaftsraum sei überflüssig oder sie wüssten nichts damit anzufangen. Ebenso meinen die meisten Befragten, dass ein Gemeinschaftsraum nur Probleme bringe, da er unterhalten werden und jemand für diesen Raum verantwortlich zeichnen müsste.

„...Wär für mich keine Option. Weil dann würden immer 3 Leute in diesem Gemeinschaftsraum sitzen und die anderen nützen ihn nicht. Und dann muss man da mitbezahlen. Und dann gibt es so Themen, wenn etwas kaputt gemacht wird, wer hat's kaputt gemacht, wer macht dieses, wer macht jenes.“

„Also eine erste Idee war dann schon, ob es nicht so einen Gemeinschaftsraum gegeben hätte, wobei ich nun nicht ganz genau wüsste, ob man da auch gute Ideen für hätt, denn jeder hat ja sein Haus...“

Die meisten negativen Aussagen wurden bezüglich des Spielplatzes in der Siedlung gemacht. Seitens Baufirma wurde die Siedlung als besonders familienfreundlich angepriesen und es wurde die Erstellung eines grossen Spielplatzes mit Begegnungszone in Aussicht gestellt. Dem ist in der Realität nicht so

Rechnung getragen worden, wie die Neuzugezogenen es erwartet hatten. Alle Befragten sind vom Spielangebot in der Siedlung enttäuscht. Ohne Ausnahme sagten alle, dass für die Kinder der Siedlung ein grosszügiger Spielplatz toll gewesen wäre und dass dort auch ein Austausch mit den Kindern im Dorf hätte stattfinden können, welche einen neuen, zentralen Spielplatz ebenfalls genutzt hätten. Auch wurden Vorwürfe an die Gemeinde laut, weil diese gemäss Aussagen der Bewohnerinnen und Bewohner nicht genügend Druck auf die Baufirma ausgeübt habe, um einen grossen Spielplatz durchzusetzen.

„Also das find ich e chli e Katastrophe. Im Sinn... also dass das wo so spielplatzmässig isch oder Gmeinschafts- ähm Begänigungszone, da simmer wüekli chli enttäuscht, weil das isch nöd so gmacht worde wie mir es das vorgschteilt händ...“

„Doch, die Mütter und Väter sind ziemlich enttäuscht, dass der Spielplatz so klein ausgefallen ist und auch nicht so schön, so lieblos. Hier hätte vielleicht die Gemeinde darauf achten sollen, dass die Baufirma hier etwas Schöneres und Sinnvolleres macht. Dass vielleicht auch die Kinder aus dem eigentlichen Dorf auf diesen Spielplatz hätten kommen können. So hätte der Austausch im Dorf auch angekurbelt werden können.“

Einige Personen sagten aus, dass sie mit ihren Kindern den Spielplatz der Gemeinde aufsuchen. Allerdings sind viele von ihnen davon auch nicht gerade begeistert. Dies zeigt sich auch in den Erwartungen an die Gemeinde, von der sich viele der Befragten eine Aufwertung des öffentlichen Spielplatzes wünschen. Ebenso wird von den meisten der Zugang zum bestehenden Spielplatz bemängelt, der über eine stark befahrene und daher für die Kinder gefährliche Strasse führt.

„Es git en Spielplatz aber de isch nöd wüekli berauschend, i dere Hinsicht chönntets no öppis mache, Fuessgängerstreife für d'Chind, Sicherheit ...“

Integration in der dörflichen Nachbarschaft

Die Gemeinde Hüttikon veranstaltete im Mai 2015 ein Fest für die Neuzugezogenen. Dieses fand im Strohdach-Haus von Hüttikon statt, welches als Event-Location benutzt wird. Die Neuzugezogenen der Siedlung „Am Brunnen“ äusserten sich sehr positiv zu diesem Anlass. Sie schätzten es, dass sie im Dorf willkommen geheissen wurden und die Möglichkeit bekamen, mit der bestehenden Bevölkerung in Hüttikon in Kontakt zu treten. Trotz dieser Geste seitens der Gemeinde fühlen sich die Menschen in der Siedlung nicht wirklich im Dorf integriert. Viele bezeichnen die Siedlung als ein „Dorf im Dorf“. Auf die dörfliche Nachbarschaft angesprochen, besteht für die meisten der befragten Personen kein Anlass, sich mit den Dorfbewohnern auszutauschen und zu vernetzen. Dennoch sprachen viele der Befragten, insbesondere Frauen, die Angebote an, welche es in Hüttikon gibt, wie zum Beispiel die Krabbelgruppe für Kleinkinder oder die Angebote des Forums Hüttikon, welches Bastelnachmittage anbietet. Dies finden alle Interviewten sehr positiv. Es wurde erwähnt, dass die Information betreffend der Angebote in Hüttikon besser sei als in der Stadt, da man die Flyer dafür direkt ins Haus geliefert bekomme, was in der Stadt nicht der Fall gewesen war.

Von den meisten Personen ist jedoch eine passive Haltung bezüglich Integrationsabsichten in der dörflichen Nachbarschaft zum Ausdruck gekommen. Viele nennen als Grund die fehlende Infrastruktur, die eine Begegnung zwischen den Menschen aus der Siedlung und den übrigen Dorfbewohnern erschwert. Ausserdem wurde mehrmals erwähnt, dass sich die Dorfbevölkerung altersmässig von den

Neuzugezogenen stark unterscheidet. Es werden den Dorfbewohnern auch andere Wertvorstellung und Lebensweisen attestiert.

„Es hät ja ganz wenig Chind da. Es isch völlig überaltert. Mir händ jetzt die neu ufgmisch, aber klar die Lüt wo da chömed sind anderi Lüt. Die sind vorhär nöd uf em Land gsi, die sind i de Stadt gsi. Dänn gits situativ andere Vorstellige...“

„Kontakt zu andern in der Gemeinde hat man nicht, weil es keine Geschäfte gibt, keine Berührungspunkte.“

„Die Schule schafft vielleicht schon noch Verknüpfungspunkte, aber sonst sind wir wie ein Mikrokosmos.“

Integration in der Gemeinde

Auf die Frage, inwiefern sich die Neuzugezogenen in der Gemeinde Hüttikon engagieren möchten, ob mittels Vereinsbeitritt, Teilnahme an Gemeindeversammlungen oder Freiwilligenarbeit, reagierten fast alle Befragten mit Zurückhaltung. Keine der interviewten Personen kann sich vorstellen, einem Verein beizutreten. Für viele ist das Vereinsleben nichts, was ihnen entsprechen würde und alle gaben an, dass ihnen dazu die Zeit fehlt.

„Ich bin kein Vereinstyp, auch ist es schwierig mit den Kindern, regelmässige Termine zu organisieren.“

„Mitmachen in einem Verein heisst nicht, dass man in der Gemeinde integriert ist.“

„Ha eher passivi Vorstellige, was so s'Mitmache i de Gmeind betrifft oder au i Vereine.“

„Auch während dieser bemerkenswerten Rede von Herrn Imhof auf dem Fest. Was er eigentlich empfohlen hat, geht in die Vereine, so lernt man das Dorf kennen. So wird man integriert. Will ich jetzt in ein Häschenverein, mit Sicherheit nicht. Wir sind keine Vereinstypen.“

Was die Teilnahme an politischen Veranstaltungen, insbesondere an der Gemeindeversammlung angeht, so gab es einige Stimmen, welche dies als sehr wichtig bezeichnen. Andere wiederum sind aufgrund ihrer Herkunft nicht stimmberechtigt, weshalb sie auch keinen Anlass sehen, sich politisch zu engagieren.

„Ich find absolut das muess mer. Mir händ jetzt ei Gmeindsversammlig gha und händ eus das so vorgnoh, au mit de Kollegin wo de Brief (bezüglich Tempolimite, Anm. der Autorinnen) gschriebe het... aber denn sind alli Chind chrank gsi und ich ha nöd chöne gah. Das isch jetzt genau das wo mini Situation e chli darstellt. Im Momänt gaht eifach d'Familie und d'Chind vor und das isch denn au so gsi, dass – im Nachhinein hämmer ghört, dass nur öpper vo de Siedlig a dere Gmeindsversammlig gsi isch und das hani mega schlimm gfunde. Das channs wüerkli nöd si. Bi de nächste müemmer denn au underenand e chli d'Werbetrommle schla und säge mir mached das und wenn öpper nöd cha denn gaht öpper andersch.“

„Was ich auch gut finden würde, wenn auf Gemeindeebene auch Ausländer sich zu bestimmten Themen äussern könnten. Dies würde eventuell auch die Integration fördern.“

Auf Freiwilligenarbeit angesprochen sagten einige, dass sie ihre Arbeitskraft nicht gratis zur Verfügung stellen würden. Andere wiederum betonten, dass sie keine Zeit hätten, sich zu engagieren. Ein paar

wenige sagten aus, dass sie sich ein freiwilliges Engagement durchaus vorstellen könnten wenn ein Bedarf ausgewiesen wäre, wie zum Beispiel im Kontext zur Schule.

„Freiwilligenarbeit mache ich nicht. Ich muss gestehen, ich bin ziemlich egoistisch.“

„Ich bliebe offe, wer weiss...au wänn d'Chind id Schuel chömed, chan ich mir scho vorstelle det mitzmache, wänn's dänn i de Schuel öper sueched für de Mittagstisch oder irgendwie Schuelwägbegleitig oder was au immer, dänn bini scho au offe. Sobalds um d'Chind gaht, bini sicher debi. Au wänn's öper für d'Schuelerreis bruched.“

Angesprochen auf den Willen der Gemeinde, die Neuzugezogenen miteinzubeziehen, äusserten sich einige der Befragten durchaus zuversichtlich. Sie hätten das Gefühl, sagten sie, man könne in der Gemeinde etwas bewirken, die Gemeinde sei offen und der Gemeindepräsident sehr zugänglich.

„Also was ich bis jetzt erlăbt ha isch alles sehr positiv gsi, also e sehr gueti Istellig, offe, ähm also ich find de Wille isch da, dass mer sich will finde und halt eifach s'Mögliche mache. Mer cha halt nöd vo eim Tag uf de ander alles ändere, das verstahn ich au. Ich glaub aber, was mer bis jetzt gseh händ... also mir händ au mit em Gmeindspräsident gredt und ich dänk so vo de Istellig her han ich scho s'Gfühl, dass mer öppis chönnt erreiche. Ich weiss nöd öb wenn's konkret so wiit isch, ob denn au Tate folged. Aber vo de Istellig her dänk ich sicher ja.“

„Den Neuzuzügerapéro der Gemeinde fande ich sehr gut. Es bot die Gelegenheit mit dem Gemeindepräsidenten ins Gespräch zu kommen und auch Anliegen zu deponieren. Ich hatte auch das Gefühl, dass er die Anliegen der Neuzuzüger Ernst nimmt.“

Erwartungen an die Gemeinde

Von einigen befragten Personen wurden Wünsche und Erwartungen an die Gemeinde geäussert. Ein Teil der interviewten Frauen sprach den öffentlichen Spielplatz an und wünscht sich, dass dieser aufgewertet und zu einer Begegnungszone umgestaltet würde. Auch eine Bäckerei, ein Lebensmittelladen oder ein Café wurden als wünschenswert erwähnt, da dies Begegnungen mit der Dorfgemeinschaft erleichtern könnte.

„Mer isch halt vo de Stadt verwöhnt mit dene härzige Bistro, Beizli... Die wo au chasch im Summer dusse hocke oder Quartierträff gits ja au viel i de Stadt mit emene Kafi. Das wär natürlu au lässig. So es Kafi für Mütterere. Wänn mer gat go spaziere, wänn mer irgendwo chönnt es Kafi näh. D'Gmeind chönnt ja en Astoss gäh oder Rümlichkeit zur Verfügung stelle“

„vielleicht en Spielplatz, de vo de Gmeind isch würlu nöd so toll. Ich find es schad. Mit emene grosse Spielplatz chunnsch automatisch in Kontakt mit anderne Mütterere.“

„Was die Gemeinde vielleicht etwas pushen könnten, wäre, dass das Forum Hüttikon noch mehr macht, so in Richtung gemeinsame Aktivitäten. Das fände ich wichtiger als ein Café.“

Fast alle der befragten Personen sprachen die Verkehrssicherheit im Dorf an. Die Hauptstrasse macht vielen Eltern Angst, da diese sehr schnell befahren werden kann. Es wurde auch schon eine Unterschriftensammlung für das Einrichten einer 30er-Zone lanciert, was aber inzwischen vom Gemeinderat abgelehnt wurde. Im gleichen Zug wird der Schulweg kritisiert. Die Schule befindet sich zwischen Hüttikon und Dänikon und die Kinder aus der Siedlung müssen die Hauptstrasse überqueren, was vielen Eltern

Sorge bereitet. Deshalb wünschen sie sich einen Lotsendienst während der Schulzeiten. Die Schülerinnen und Schüler dürfen nicht mit dem Fahrrad zur Schule, erlaubt sind hingegen Trottnetts. Da es bei der Schule keine Parkplätze gibt, ist auch das Bringen und Abholen der Kinder mit dem Auto nicht erlaubt. Thematisiert wird auch der öffentliche Verkehr. Die Interviewten bemängeln, dass es keine direkte Busverbindung in die nächstgelegenen grösseren Ortschaften wie Würenlos und oder Otelfingen gibt.

„Es gibt ein paar Mal pro Woche keinen Lotsendienst. Das wäre das Mindeste. Selber darf man es aber nicht machen, versicherungstechnisch.“

„Aber so Sache sind für mich sicher Pünkt. Das erwart ich vonere Gmeind, dass mer uf so Sache sicher igaht und das isch ja nöd öppis wo Luxuswünsch sind, das isch eifach Basics wo dezue ghöred, dass det wo Chind sind, dass sie vom Verkehr gschützt sind, dass sie en sichere Schuelwäg händ...“

„Es chönnt no besser si, im Sinn mit de Busverbindige, zum Bispiel nach Otelfinge, wenn's das gäbti wärs no eifacher.“

5. Diskussion der Ergebnisse

In diesem Kapitel werden die vorgängig dargestellten Ergebnisse vertieft betrachtet und mit theoretischem Wissen verknüpft.

Die Autorinnen stellten fest, dass sich die Ergebnisse betreffend Motivation des Umzugs sowie betreffend Erwartungen und Befürchtungen auf die Integrationsbereitschaft auswirken. Da niemand von den Befragten Hüttikon als Wohnziel deklarierte sondern alle aus ökonomischen Gründen nach Hüttikon gezogen sind, hält sich die Integrationsbereitschaft in Grenzen. Dies manifestiert sich deutlich in den Aussagen der Befragten zu Integration und Kohäsion.

5.1. Milieubezug

Die Befragung ergab auch, dass es sich bei den Neuzugezogenen vorwiegend um Menschen aus einem vergleichbaren Milieu handelt. Wie in Kapitel 2.3 beschrieben, sind Milieus Gruppen Gleichgesinnter mit ähnlichen Wertehaltungen und einer ähnlichen Lebensweise. Die Autorinnen sehen die Interviewten der Siedlung am Brunnen in Hüttikon im Sinus-Milieu „Gehoben-Bürgerliche“. Dies, weil sie sich in den Befragungen dahingehend äusserten, dass ihnen der Status des Eigenheimbesitzers, die Sicherheit, der Schutz und die Harmonie in der Familie sowie die gute Vernetzung im vertrauten Umfeld wichtig sind. Das Milieu „Gehoben-Bürgerliche“ bewegt sich gemäss Schweizer Sinus-Milieu-Studie (2013) zwischen Tradition und Modernisierung/Individualisierung und gehört zur Mittelschicht. Alle Befragten leben in einer traditionell geprägte Rollenverteilung zwischen Mann und Frau und verfügen über eine höhere Berufsbildung und somit über ökonomisches Kapital. Die meisten betonten ausserdem, dass sie sich politisch nicht engagieren möchten, was mit einer gewissen Staatsverdrossenheit erklärt werden kann. Darauf gehen die Autorinnen im Kapitel 6.2 „Sozialkapital“ nochmals vertieft ein.

Gleichzeitig nannten die Befragten durchaus positive Assoziationen zum "Leben auf dem Land". Einige von ihnen wuchsen selbst auf dem Land auf, was ihnen den Schritt zum Umzug nach Hüttikon vereinfachte. Alle Interviewten äusserten sich positiv hinsichtlich der Umgebung und Lebensqualität für sich und ihre Kinder. Sie verbinden mit einer ländlichen Umgebung Aspekte wie Naturverbundenheit, Sicherheit (man kennt sich), einen kleineren Ausländeranteil, weniger Anonymität und bessere nachbarschaftliche Beziehungen.

Schaut man sich die dem Sinus-Milieu „Gehoben-Bürgerliche“ zugrundeliegenden Wertorientierungen (Trendprofil) an, so manifestieren sich die einzelnen Segmente in den Aussagen der Interviewten. Trends wie zum Beispiel das Primat der Nachhaltigkeit und Ökologie spiegeln sich in Aussagen zum naturverbunden Aufwachsen der Kinder wieder. Dass sie sich in Hüttikon niederlassen kann auch mit dem Wunsch nach Wurzeln (nach Halt und Verankerung) erklärt werden. Ebenso führt das Bedürfnis nach weniger Komplexität bei etlichen Interviewten zur positiven Sicht aufs Landleben.

Trendprofil der Gehoben-Bürgerlichen

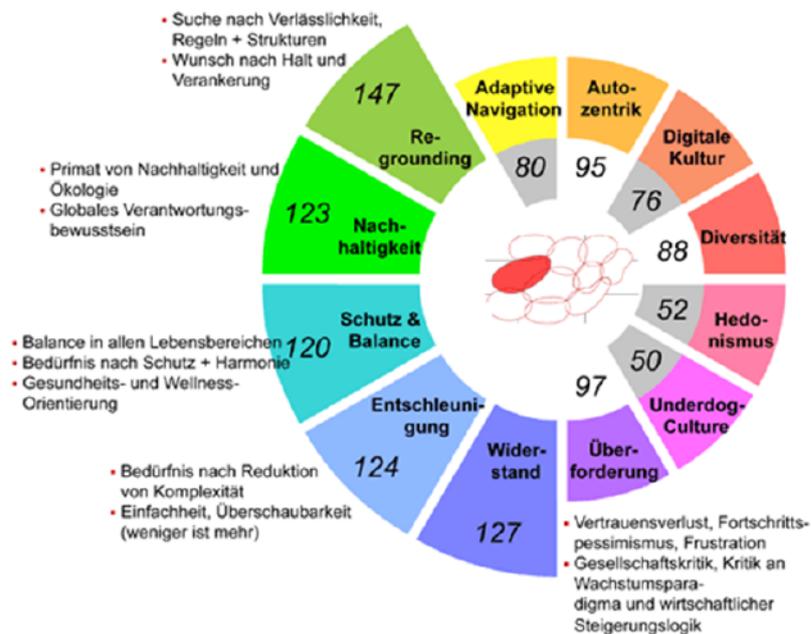


Abbildung 9: Sinus-Milieu-Studie der Schweiz (2013)

Die Autorinnen konnten eine Diskrepanz feststellen zwischen den Lebenszielen der Befragten und der Verwirklichung der von ihnen genannten Ziele. Als Lebensziele bezüglich Wohnobjekt bezeichneten fast alle der befragten Personen ein alleinstehendes Haus in der Stadt oder in unmittelbarer Umgebung der Stadt. Hier wird deutlich, dass die eigentlichen Wünsche der befragten Personen nicht mit ihrem Handeln übereinstimmen, da ihr Handeln von ökonomischen Zwängen eingeschränkt beziehungsweise gelenkt wurde. Die Personen mussten in den ländlichen Agglomerationsgürtel ausweichen. Hier stellt sich die Frage, inwiefern die Befragten das Landleben auch deshalb schönreden, weil sie aufgrund der einschränkenden ökonomischen Situation Hüttikon als beste Variante wählen mussten, obwohl es nicht ihrem gesetzten Ziel entspricht.

Die Autorinnen bezogen auch die Studie „Umzugsmonitoring“ von Katja Delbiaggio, Jürg Inderbitzin und Hanspeter Zingre (2012) mit ein, welche die Ergebnisse aus den Interviews untermauert. Die Studie weist aus, dass die meisten Wegzugerinnen und Wegzuger aus der Stadt in die Agglomeration oder in nahegelegene ländliche Gemeinden ziehen (S. 3). Dabei müssen sie jedoch Kompromisse eingehen, da sie durch Budgetrestriktionen in ihren Wünschen eingeschränkt werden. So nehmen sie zum Beispiel längere Arbeitswege, schlechtere ÖV-Verbindungen oder Einschränkungen bezüglich des Wohnobjekts in Kauf (S. 8 - 9). Alle interviewten Personen gaben zudem als Grund für einen Wohnungswechsel die familiäre Entwicklung (Geburt der Kinder) an. Gemäss Wagner und Mulder (2000) spielt die Familiengründung eine besonders wichtige Rolle für den Wohnungswechsel (Delbiaggio et al. 2012, S. 49). Die meisten der Befragten wären ohne Kinderzuwachs in der Stadt zur Miete geblieben. So kann auch die familiäre Entwicklung als äusserer Zwangsfaktor gedeutet werden.

5.2. Integration in der Gemeinde

Aufgefallen ist den Autorinnen, dass sich die Aussagen betreffend Integration in der Siedlung, in der dörflichen Nachbarschaft und in der Gemeinde sehr voneinander unterscheiden. Während sich die meisten Interviewten in der Siedlung „Am Brunnen“ integrieren und das Zusammenleben aktiv mitgestalten wollen sind sie weniger gewillt, sich für die Integration in der dörfliche Nachbarschaft und in der Gemeinde zu engagieren. Hier lässt sich auch ein Bezug zum Trendprofil der „Gehoben-Bürgerlichen“ feststellen.

Viel mehr Zurückhaltung als bei der Integration in der Siedlung zeigten die Befragten hinsichtlich der Integration in der dörflichen Nachbarschaft. Nicht wenige der Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlung verstehen sich als geschlossenen Mikrokosmos, der sich vom Rest des Dorfs deutlich abhebt. Anmerkung der Autorinnen: Unterstützt wird dieser Eindruck auch von der Architektur der Siedlung, welche sich durch ihre Farbgebung und die geschlossene Bauweise deutlich vom übrigen Dorfbild unterscheidet.



Abbildung 10

Die Siedlung „am Brunnen“, Homepage von SF zur Sendung «Schweiz Aktuell» zum Thema „Alles neu in Hüttikon“ vom 13. - 17. Juli 2015

5.3. Bezug zum Sozialkapital

Hier ziehen die Autorinnen Theorien des Sozialkapitals bei, um das unter 5.2. beschriebene Phänomen zu begründen. Die Autorinnen betrachten die unmittelbare Nachbarschaft innerhalb der Siedlung „Am Brunnen“ als ein dichtes, nach aussen geschlossenes Netzwerk, was sich in den Aussagen der Befragten auch so manifestiert. Als verbindende Elemente wurden hier von allen Befragten der gemeinsame Einzugszeitpunkt sowie die Kinder genannt.

Solche Netzwerke, auch Sozialstruktur genannt, bieten gemäss Colemann (1994) viel Sozialkapital, welches dem Einzelnen den Zugriff auf Ressourcen erlaubt (Freitag, 2014, S. 2 – 3). Freitag geht davon aus, dass kollektives Handeln in der jeweiligen Sozialstruktur auch für den Einzelnen oder die Gruppe zu Vorteilen führt. Hier kann dies am Beispiel des Zusammenschlusses der Männer für die Intervention bei der Baufirma sowie am Zusammenschluss der Frauen betreffend Kinderbegleitung aufgezeigt werden (S. 250).

Portes (1998) führt jedoch aus, dass soziale Zusammenschlüsse auch einen hohen Druck auf die Individuen bezüglich Erwartungen und Ansprüche seitens der Gruppe ausüben können. So sagten zum Beispiel Personen, welche am Rand der Siedlung wohnen, dass sie sich weniger integriert fühlen als solche, die mitten in der Siedlung wohnen, weil der Kontakt mit der Nachbarschaft weniger gegeben sei, weshalb sie von gemeinsamen Aktivitäten oft erst im Nachhinein erfahren würden. (Freitag, 2014, S. 250 – 251).

Ebenso betonten einige Mütter, dass die Kinder zwar sicher ein verbindendes Element seien, doch gerade wegen der Kinderbetreuung und ihrer Arbeitstätigkeit blieben kaum Zeitressourcen für den Kontakt mit anderen Müttern. Gemäss Freitag (2014) steht den Frauen heute weniger Zeit zur Verfügung, um soziale Kontakte und informelle Netzwerke zu schaffen und zu pflegen. Dass die Frauen heute häufiger Teilzeit arbeiten würden hinterlasse Spuren oder Lücken im Beziehungsaufbau der Nachbarschaft. (S. 246).

Bezüglich eines Gemeinschaftsraums äusserten sich fast alle Befragten negativ. Viele begründeten dies mit dem erforderlichen grossen Aufwand, diesen zu unterhalten und sich entsprechend zu organisieren. Das Bewirtschaften eines Gemeinschaftsraums würde wohl einen formellen Zusammenschluss der Befragten voraussetzen. Laut Maloney (2000) schaffe das Mitmachen in solchen formell organisierten Gruppen gegenseitige Verpflichtungen und Erwartungen (Freitag & Gundelach, 2014, S. 82). Sie sehen dies positiv, weil bei informellen Beziehungen weniger Dauerhaftigkeit bestehe und die Renditen, welche aus informellen Beziehungen gezogen werden könnten, kleiner seien. Dennoch würden sich die Neuzugezogenen der Siedlung „Am Brunnen“ nicht für einen Gemeinschaftsraum engagieren wollen, weil sie sich nicht die Zeit für eine Mitgliedschaft in einem formalen Netzwerk nehmen wollen oder können. Die Befragten gehen davon aus, dass formelle Zusammenschlüsse einen grösseren Zeitaufwand benötigen als informelle Zusammenschlüsse. Freitag und Gundelach widerlegen dies jedoch indem sie sagen, dass der tägliche Austausch untereinander mehr Zeit kostet als das punktuelle Engagement in formellen Beziehungen (S. 82 – 83).

Die Situation betreffend Spielplätze in der Siedlung wird von allen Befragten als unbefriedigend dargestellt. Vermisst wird ein grosser gemeinsamer Spielplatz, der auch Kinder aus dem Dorf anlocken könnte. Coleman (1994) schreibt, dass das Sozialkapital nicht nur individuellen Nutzen hervorbringe, sondern sich auch für die Öffentlichkeit lohne. Dies vor allem dann, wenn sich Menschen mit einem gemeinsamen Ziel zusammenschliessen, welches Personen ausserhalb des eigenen Netzwerks ebenfalls zugutekommt (Freitag 2014, S. 17).

Fast alles Befragten wussten den von der Gemeinde organisierten Neuzuzüger-Anlass sehr zu schätzen, sagten aber aus, dass sie mit der dörflichen Nachbarschaft trotzdem keinen Kontakt hätten. Sie führen dies auf die fehlende Infrastruktur wie zum Beispiel einen Laden oder eine öffentliche Begegnungszone zurück. Bourdieu (1983) schreibt dazu, dass Beziehungsnetze gepflegt werden müssten, damit sie funktionieren und fortbestehen. Diese Arbeit wird bei Anlässen oder an anderen Orten der Begegnung geleistet. Ohne diese Pflege kann das Sozialkapital nicht wachsen; es läuft sogar Gefahr, sich aufzulösen.

(Freitag 2014, S. 16). In Hüttikon gibt es ausser einem relativ unattraktiven Spielplatz (Aussage der Befragten) keine Begegnungszone. Freitag (2014) schreibt dazu: „Zunächst beraubt die zunehmende Auflösung örtlicher Kontakt- und Begegnungsstätten (Post- und Bahnschalter, Dorfladen usw.) die lokale Gemeinschaft ihrer Opportunitäten des sozialen Austauschs. Der dörflichen Gemeinschaft wird Stück für Stück der Kontaktboden unter den Füßen weggezogen" (S. 246).

Betreffend freiwilliges Engagement sowie zur politischen Teilnahme in der Gemeinde äusserten sich die meisten Befragten sehr zurückhaltend. Für viele sind die fehlende Zeit und die Einbindung in der Familie Gründe dafür, sich nicht in Vereinen oder Organisationen zu engagieren. Auf politischer Ebene sagten viele der Befragten aus, dass sie sich als Ausländerin oder Ausländer in der Gemeinde nicht einbringen könnten, da sie kein Stimmrecht besässen beziehungsweise eine politische Teilnahme im Sinne der direkten Demokratie der Schweiz nicht kennen würden. Gemäss Freitag und Manatschal (2014) ist eine Person umso mehr in Organisationen und Vereinen tätig, je weniger familiäre Bindungen und je mehr Volksmitsprache sie hat (S. 137). Einzig im Kontext der Schule könnten sich einige wenige vorstellen, freiwillig mitzuarbeiten. Dies vor allem, weil sie darin einen direkten Nutzen für ihre Kinder sehen.

Gleichzeitig äusserten viele der Befragten konkrete Erwartungen an die Gemeinde Hüttikon. In Bezug auf die Verkehrssicherheit, die Bewältigung des Schulwegs sowie die ÖV-Verbindungen. Auch bezüglich Infrastruktur (Bäckerei oder Café) wurden Wünsche geäussert. Die Gemeinde wird von vielen Interviewten als offen gegenüber den Anliegen aus der Siedlung betrachtet. So haben sich die Menschen bereits zusammengeschlossen, um im Gemeinderat eine Tempolimit im Quartier durchzusetzen. Informelle Netzwerke sind also auch besonders dort sinnvoll wo es darum geht, Defizite aus dem Weg zu räumen und die Lebenssituation von Gemeinschaften zu verbessern. Freitag und Manatschal (2014) gehen dabei noch einen Schritt weiter und beschreiben die Beteiligung und Selbstorganisation von Interessensgruppen als Wegöffner vom formell Freiwilligen zum politisch engagierten Bürger (S. 138).

6. Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation

Basierend auf den Forschungsergebnissen sowie der Diskussion derselben entwickeln die Autorinnen einen Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation. Die Autorinnen sehen verschiedene Handlungsfelder auf der Ebene der Siedlung, des dörflichen Zusammenlebens sowie auf der Ebene der Gemeinde, wobei sich die letztgenannten zwei Ebenen überschneiden und nicht unabhängig voneinander betrachtet werden können.

6.1. Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation auf der Ebene der Siedlung

Die Bewohner der Siedlung „am Brunnen“ weisen untereinander bereits ein hohes Gemeinschaftsgefühl aus. Sie fühlen sich als Gruppe, weil sie über eine gemeinsame Ausgangslage und gemeinsame Nenner verfügen. Alle sind neu und noch fremd im Dorf. Laut Lin (2001) und Newton (1997, 1999) sind informelle soziale Beziehungen im Alltagsleben des Einzelnen äusserst wichtig und können dadurch, dass sie tiefgründig angelegt sind, zu emotionaler Stabilität beitragen (Freitag & Gundelach, 2014, S. 82). In den Äusserungen der befragten Personen wurde das Verhältnis zu den direkten Nachbarn ausschliesslich als fruchtbar, vertrauensvoll und freundschaftlich bezeichnet. Die Autorinnen stellen fest, dass es sich beim Vertrauen der Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlung „Am Brunnen“ in ihre unmittelbare Nachbarschaft um ein Nahbereichsvertrauen handelt. Es basiert auf zu erwartenden Austauschprozessen wie zum Beispiel das Aushelfen bei Problemen mit dem Haus oder das gegenseitige Kinderhüten.

Gregor Husi (2010) nennt als Aufgabe der Soziokulturellen Animation die Förderung des sozialen Zusammenhalts, indem sie Menschen zusammenbringt im gleichzeitigen Bewusstsein, dass - wo ein Wir-Gefühl gestärkt wird - andere auch ausgeschlossen werden können (S. 100 – 101). Die Autorinnen stellen fest, dass Mechanismen der Ausgrenzung in der Siedlung „Am Brunnen“ bereits stattgefunden haben. Befragte, welche eher am Rand der Siedlung wohnen, fühlen sich weniger stark in das Siedlungsleben eingebunden. Ebenso sind gemeinsame Zielverfolgungen einzelner Betroffener nicht für alle gültig. Schliessen sich beispielsweise die Mütter der Kindergartenkinder zusammen um die Kinder gemeinsam zu begleiten, sind Mütter mit kleineren Kindern von diesem Netzwerk ausgeschlossen. Hier geht es also darum, die Kommunikation unter allen Bewohnerinnen und Bewohnern zu fördern und dieses Gemeinschaftsgefühl aufrechtzuerhalten. Für die Soziokulturelle Animation könnte dies bedeuten, dass sie mittels Organisation von gemeinsamen Aktivitäten den regelmässigen informellen Austausch unter den Bewohnerinnen und Bewohnern unterstützt. So wären zum Beispiel wiederkehrende Siedlungsfeste, gemeinsame Spielnachmittage und Eigentümer-Versammlungen gute Gefässe, um den gegenseitigen Austausch und den damit einhergehenden gleichen Informationsstand für alle zu gewährleisten. Der Soziokulturellen Animation käme hierbei die Organisationsposition zu, welche gemäss Gabi Hangartner (2010) darin besteht, zu unterstützen, zu planen, durchzuführen und auszuwerten.

Die Soziokulturelle Animation hat auch eine präventive Aufgabe. So sorgt sie gemäss Hangartner (2010) dafür, dass Probleme frühzeitig wahrgenommen, thematisiert und Lösungsansätze gefunden werden (S. 288). In der Siedlung „Am Brunnen“ ist die Spielplatzsituation für die meisten Befragten unbefriedigend. Es gibt keinen gemeinsamen grösseren Begegnungsort. Dies könnte nach Ansicht der Autorinnen spätestens dann zu Problemen führen, wenn die Kinder und später die Jugendlichen sich gewisse Räume aneignen. Die Soziokulturelle Animation müsste hier also eine Vermittlungsposition einnehmen und als

Übersetzerin zwischen der Lebenswelt der Kinder/Jugendlichen und der Lebenswelt der Erwachsenen gemeinsame, von allen getragene Lösungen aushandeln. Gemäss Hangartner (2010) müssen sich Soziokulturelle Animatorinnen und Animatoren dabei ihrer Rolle bewusst sein, ob sie unparteiisch oder in parteilicher Vertretung einer bestimmten Gruppe agieren (S. 318 – 319).

6.2. Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation auf der Ebene der dörflichen Nachbarschaft und der Gemeinde

Die Neuzugezogenen der Siedlung „Am Brunnen“ identifizieren sich noch nicht mit der Gemeinde Hüttikon. Aussagen wie „Wir sind ein Dorf im Dorf“ oder „Die Siedlung ist wie ein Mikrokosmos“ machen dies deutlich. Wenn es darum geht, die Neuzugezogenen in der Gemeinde zu integrieren und sie mit der alteingesessenen Dorfgemeinschaft bekannt und vertraut zu machen, sind noch einige Hürden zu überwinden. Die Gefahr besteht, dass sich die Siedlung „Am Brunnen“ zu einer Wohninsel entwickelt, welche abgekoppelt vom Dorfleben und ohne weitere Interaktion mit der Dorfbevölkerung ein Paralleldasein fristet. Laut Jürgen Friederichs und Dietrich Oberwittler (2007) sind Wohngebiete nicht isoliert voneinander. Dennoch sind ihnen gewisse Grenzen gesetzt. Entscheidend sind dabei die Ressourcen der Bewohnerinnen und Bewohner der einzelnen Wohngebiete. Wie sich Kinder in ihrem Wohngebiet ausleben können und ob für ältere Menschen nachbarschaftliche Hilfe vorhanden ist, wird lokal entschieden. Die Bedeutung eines Wohngebiets ist vor allem dann massgebend, wenn dieses den Erwartungen der Bewohnerinnen und Bewohner nicht entspricht oder Probleme auftreten, welche die Lebensqualität einschränken. Das Fehlen geeigneter Infrastruktur - wie hier in Hüttikon - könnte diesen Effekt verstärken (Franzen und Markus Freitag, 2007, S. 453).

Des Weiteren ist der Anteil der über 60-Jährigen in Hüttikon vergleichsweise hoch. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich die Lebensweisen der alteingesessenen Bevölkerung und die der Neuzugezogenen stark unterscheiden, was in den Interviews sowie im Rahmen der Sendung «Schweiz Aktuell» von SRF 1 auch von beiden Seiten festgestellt wurde. Da die Autorinnen die alteingesessene Bevölkerung nicht befragt haben ist es schwierig abzuschätzen, ob es zwischen den alten und den neuen Hüttikonern ähnliche Werte und Normen gibt. Gemeinsame Werte und Normen würden den Kontakt jedenfalls erleichtern, auch wenn sich ihre Lebensweisen/ihr Alltag unterscheidet.

Aktuell existieren in Hüttikon wenige Angebote, welche die Integration der Neuzugezogenen im Dorf fördern könnten:

- Der «Verein Forum Hüttikon» bietet Bastelnachmittage insbesondere für kleinere Kinder sowie den Jahreszeiten entsprechende Aktivitäten an (Samichlaus, Ostereiermalen). Ausserdem führt der «Verein Forum Hüttikon» zweimal jährlich einen Ausflug für Menschen ab 60 durch. 2015 gab es insgesamt acht Anlässe, wobei einer davon für alle Altersgruppen angeboten wurde. Die Bekanntmachung dieser Angebote läuft über Flyer, welche in die Haushalte verteilt werden. Interessanterweise wurde die Information betreffend dieser Angebote als besser eingestuft als jene in der Stadt, weil man sie direkt ins Haus geliefert bekommt. Es spielt also weniger eine Rolle, wie viele Angebote es gibt, als wie darüber informiert wird. Gemäss Gabi Hangartner (2010) müssen Angebote der Soziokulturellen Animation möglichst nahe an der Lebenswelt der Adressatinnen und Adressaten sein sowie informellen Charakter besitzen und möglichst wenige Hindernisse zur Teilnahme aufweisen. Dies ist mit den Angeboten des Forums Hüttikon gegeben, da sie sich insbesondere an Kinder richten und freiwilliger Natur sind (S. 288). Die Autorinnen

sehen in diesen Angeboten Potenzial, das noch intensiviert und besser genutzt werden könnte.

- Die Jugendarbeit Unteres Furttal (JUF) wird voraussichtlich erst per 1. Januar 2016 ihre Tätigkeit in Hüttikon aufnehmen. Die dazu erfolgte Leistungsvereinbarung zwischen der nächstgrösseren Gemeinde Regensdorf und den Gemeinden Otelfingen, Boppelsen, Dänikon und Hüttikon beinhaltet zukünftig 10 Stunden Jugendarbeit pro Woche im Jugendtreff (mobiler Bauwagen). Jährlich wird mindestens ein Projekt ausserhalb des Treffbetriebs durchgeführt.
- Ausser dem „Verein Forum Hüttikon“ gibt es in den umliegenden Gemeinden eine Anzahl weiterer Vereine, wie zum Beispiel der Sportverein Würenlos oder der Schiessverein unteres Furttal in Dänikon. In den Interviews ist den Autorinnen aufgefallen, dass alle Interviewten die Teilnahme in einem Verein oder die Übernahme einer freiwilligen Tätigkeit in einer Organisation ablehnen, sich aber in der Familie, bei Freunden und in der Nachbarschaft gern engagieren.
- Seit April 2015 existiert, nach einer Überprüfung der Leistungsvereinbarung durch die Zürcher Hochschule für Soziale Arbeit, ein neues Konzept der Schulsozialarbeit Unteres Furttal. Davon haben sich die Gemeinden Dänikon und Hüttikon, welche die Schule gemeinsam betreiben, distanziert. Die Schulsozialarbeit wird von den beiden Gemeinden unabhängig finanziert und getragen.

Für die Autorinnen stellt die Integration der Neuzugezogenen der Siedlung „Am Brunnen“ in das Dorfleben und in die Gemeinde die grösste Herausforderung für die Soziokulturelle Animation dar.

Um eine Integration der Neuzugezogenen in der Gemeinde verwirklichen zu können, müssten nach Ansicht der Autorinnen in erster Linie Begegnungsorte geschaffen werden die es allen Dorfbewohnerinnen und -bewohnern erlauben würden, sich spontan zu treffen und miteinander ins Gespräch zu kommen. Dadurch könnten Vorurteile abgebaut werden. Die Menschen lernen sich kennen und bauen gegenseitiges Vertrauen auf. Zwischen den Bewohnern der Gemeinde Hüttikon Brücken zu bauen und damit eine gemeinsame Identität zu schaffen betrachten die Autorinnen als eine Kernaufgabe der Soziokulturellen Animation. Auch Hangartner (2010) äussert sich dahingehend indem sie sagt, dass die Vermittlung zwischen unterschiedlichen Menschen und Gruppierungen zur höchsten Aufgabe der Soziokulturellen Animation gehört (S. 271). So könnten zum Beispiel regelmässige gemeinsame Anlässe für die Dorfbevölkerung organisiert und durchgeführt werden. Neue Bräuche wie Adventsfenster oder Höhenfeuer am 1. August, Neujahrsapéros und so weiter, würden viele Menschen anziehen, miteinander in Kontakt bringen und hätten darüber hinaus auch eine Identität stiftende Wirkung nach aussen. Den Bedürfnissen der Adressatinnen und Adressaten angepasste soziokulturelle Projekte auf niederschwelliger Stufe würden ihren Beitrag dazu leisten. Ganz gemäss Hangartner (2010), welche die Beziehungsarbeit als Basis soziokulturellen Handelns versteht und folgende Devise festlegt: Beziehung = Aktion = mehr Beziehung = erfolgreiche Aktion (S. 305).

Auf infrastruktureller Ebene ist die Gemeinde insofern gefordert, als sie solche entweder zur Verfügung stellen müsste oder die vorhandene Infrastruktur wie beispielsweise den öffentlichen Spielplatz aufwertet, bzw. neu belebt. Dieser wird von einigen wenigen genutzt, entspricht aber nicht den Erwartungen an einen für Kinder ansprechend gestalteten Spielplatz. Auch ein Laden, eine Bibliothek oder

ein Café würden das Dorf Hüttikon bereichern und Orte schaffen, an denen sich die Bewohnerinnen und Bewohner begegnen könnten.

Es geht hier aber nicht nur um Infrastrukturen. Die Gemeinde müsste ebenso Strukturen schaffen, die eine Teilnahme am öffentlichen Leben zulässt. Die entsprechende Information müsste sie allen Beteiligten zukommen lassen. Voraussetzung für das Handeln seitens der Gemeinde ist allerdings, dass sie die Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner abholt und ernst nimmt und sich für die Lebenswelt der Dorfbevölkerung interessiert.

Somit steht auf Gemeindeebene eine gemeinsame Identitätsfindung im Dorf Hüttikon im Vordergrund.

Hüttikon wird auch in Zukunft noch wachsen, es stehen bereits weitere, grössere Bauprojekte an. Um diesem Wandel gerecht zu werden muss sich das Dorf den Herausforderungen in Bezug auf den Zusammenhalt und das Zusammenleben stellen. Dabei ist von grosser Wichtigkeit, dass insbesondere auch Personen, welche neu zugezogen sind und nicht im Dorf arbeiten, miteinbezogen werden und sich als Hüttikonerinnen und Hüttikoner angesprochen fühlen. Gemäss Aussage des Gemeindepräsidenten Markus Imhof in der Sendung «Schweiz Aktuell» (Folge 5, 16.7.2015) soll Hüttikon nicht zu einem Schlafdorf werden. Deshalb wäre es sinnvoll, unter Miteinbezug der Bevölkerung ein Leitbild für die Gemeinde zu erstellen, um so eine **gemeinsame Identität** zu schaffen. Dabei muss beachtet werden, dass sich das Zusammenleben im Dorf nicht einfach so ergibt. Gemäss Christian Reutlinger (2013) handelt es sich in den meisten Fällen nicht um ein dörfliches Miteinander, welches in einer Dorfgemeinschaft per se vorhanden ist, sondern es geht darum, eine solche Gemeinschaft in Anbetracht der Veränderungen neu zu konstruieren. Gemäss Reutlinger existiert das Dorf, so wie es sich unsere Interviewpartnerinnen und -partner vorstellen, in dieser Form nicht (S. 51).

Vorhandene Strukturen des Zusammenlebens müssten folglich aufgelöst, neu definiert und aufgebaut werden. Dafür braucht es aus Sicht der Autorinnen externe Fachpersonen.

Damit dieser Verständigungs- und Aushandlungsprozess nicht unreflektiert und ohne fachliche Grundlagen geschieht und um eine nachhaltige Wirkung zu gewährleisten, ist das Beiziehen einer Fachperson für die Autorinnen unumgänglich.

Nur wo Vertrauen und somit ein Gefühl des Zusammenhalts vorhanden sind, kann solidarisches Handeln entstehen. Mit einer **Zukunftswerkstatt** könnten die Bedürfnisse der Neuzugezogenen und der alteingesessenen Bewohnerinnen und Bewohner eruiert und eine gemeinsame Zukunftsvision entwickelt werden. Nach Esther Arnet (2008) sind Mitwirkungsverfahren ein geeignetes Instrument zur Erhöhung der Akzeptanz, der Prozesssicherheit und zur Früherkennung von inhaltlichen Mängeln (S. 18). Auch Colette Peter (2008) führt in ihrem Artikel aus, dass gesellschaftliche Entwicklungen, wie zum Beispiel die zunehmende Individualisierung und der damit gestiegene Anspruch auf Selbstverwirklichung, das Bedürfnis nach Mitbestimmung gesteigert haben. Ausserdem, kann angesichts der zunehmenden Differenzierung der Lebensstile ein gemeinsamer Wertekonsens immer seltener vorausgesetzt werden. Er muss von Fall zu Fall neu gesucht und ausgehandelt werden. Für das gemeinsam angestrebte Leitbild der

Gemeinde Hüttikon sind diese Aussagen signifikant. Ein modernes, zweckmässiges und verbindliches Leitbild ist ohne die Mitwirkung aller kaum denkbar. Dabei müssen auch Gruppierungen berücksichtigt werden, welche von formellen Partizipationsprozessen ausgeschlossen sind, wie zum Beispiel Jugendliche oder Migrantinnen und Migranten (S. 4 – 5).

Der Handlungsbedarf für die Soziokulturelle Animation, den die Autorinnen für Hüttikon aufgezeigt haben, macht folgendes deutlich:

Veränderungen in einer Gemeinde können nur dann in Gang gesetzt werden, wenn einerseits die Bedürfnisse der Dorfbevölkerung eruiert und wahrgenommen werden und andererseits diese auch gegenüber der Gemeinde vertreten werden können.



Dies setzt jedoch die Bereitschaft der Bewohnerinnen und Bewohner von Hüttikon sowie der Gemeindeverantwortlichen voraus, ihr eigenes Handeln und ihre Haltungen zu überdenken.



Das wiederum kann nur dann geschehen, wenn durch gemeinsam entwickelte Zielvorstellungen und durch wachsendes Vertrauen die Motivation dazu gefördert wird.



Dabei sind Fachpersonen hinzuzuziehen, welche diese Aufgabe neutral und mit den nötigen theoretischen Kenntnissen wahrnehmen können und sich ihrer Position im Gefüge der Gesellschaft, des Systems (der Gemeinde) und der Adressatinnen und Adressaten (Dorfbewohnerschaft) bewusst sind.

7. Fazit

Der gesellschaftliche Wandel und die damit einhergehende Ausdehnung von Städten in den ländlichen Agglomerationsraum stellen viele betroffene Gemeinden vor nicht zu unterschätzende Probleme. Zum einen möchten die Gemeinden wachsen, um wettbewerbsfähig und standortattraktiv zu bleiben. Zum anderen verfügen viele Dörfer nicht mehr über die nötige Infrastruktur, um den bisherigen und den neuen Bewohnerinnen und Bewohnern eine Begegnung zu ermöglichen und sie miteinander zu vernetzen. Dies kann zu einer Spaltung der Bevölkerung in den betroffenen Gemeinden führen. Die ältere Dorfbewohnerschaft sieht sich mit einer viel jüngeren Generation von Nachbarinnen und Nachbarn konfrontiert, während die Neuzugezogenen ihre Wünsche, ihre Bedürfnisse, und somit ihren Lebensstil den neuen Begebenheiten anpassen müssen. Letztere bringen den Umzug aufs Land mit positiven Vorstellungen und der Hoffnung auf ein angenehmes Leben in Verbindung. Dabei spielt der Traum vom eigenen Haus mit Garten, von der Entschleunigung und von der aufgehobenen Anonymität von Städten eine grosse Rolle. Doch entsprechen diese Vorstellungen der Realität? Um sich den Wunsch nach einem Eigenheim zu erfüllen wurden von allen Neuzugezogenen Abstriche und Kompromisse in Kauf genommen, welche sich negativ auswirken können, indem sie einen grösseren Organisationsaufwand für die Alltagsbewältigung erfordern. Die Verkehrsbelastung steigt, was sich auch auf die Natur auswirkt. Die Gemeinden wollen wachsen und der ressourcenschonende Umgang mit Grünflächen wird durch Umzonungen und Überbauung von Nutzflächen unterwandert. Nachhaltigkeit bedeutet hier ein gutes Aufgleisen von Veränderungen und frühzeitig greifende Massnahmen, um die Gemeinde für die Zukunft zu rüsten und das Zusammenleben zwischen alteingesessenen Dorfbewohnerinnen und -bewohnern und den Neuzugezogenen zu ermöglichen und zu gestalten.

Hüttikon ist repräsentativ für Veränderungen, wie sie an vielen Orten in der Schweiz stattfinden. Dieser Prozess hat erst begonnen, wird sich aber stark auf die Gemeinde und ihre Strukturen auswirken. In der flächenmässig kleinsten Gemeinde im Kanton Zürich wird es eng. Im Dorf nennt man das neue Quartier etwas spöttisch «Neu-Hüttikon». Der starke Zuwachs an Menschen bedeutet eine neue Durchmischung, und erfordert ein „neues“ Dorfleben.

Die massgeblichen Faktoren für den Umzug nach Hüttikon waren **Kinder** und **die finanziellen Mittel**. Erst mit der Familienplanung kam der Wunsch nach den eigenen vier Wänden auf. Die meisten Neuzugezogenen wählten Hüttikon nicht freiwillig, sondern aufgrund ihrer ökonomischen Situation. Ein Grossteil der Väter arbeitet zu 100% in der Stadt, während viele Mütter Teilzeit arbeiten und daneben mit ihren Kindern zuhause bleiben. Die Bewohnerinnen und Bewohner sind aus zeitlichen Gründen nicht gewillt, sich in formellen Netzwerken zu engagieren. Den Autorinnen ist aufgefallen, dass sich das Leben der Interviewten in erster Linie um ihre Kinder und deren Bedürfniserfüllung dreht.

Die Autorinnen glauben, dass Hüttikon seine Vorstellungen eines vitalen, für die Zukunft gerüsteten Dorfes ohne aktive und professionelle Bearbeitung der Herausforderungen nicht erfüllen kann.

Wie wird sich die Zukunft der Neuzugezogenen entwickeln, wenn:

- ihr Alltag ohne Auto nicht zu bewältigen ist?
- eine aufwendige Planung ihren Alltag bestimmt, weil zum Beispiel Einkäufe gebündelt ausserhalb des Dorfs getätigt werden müssen?
- spontane Begegnungen nicht möglich sind, sofern sich die Infrastruktur nicht ändert?

- die Integration in der Siedlung nicht optimal funktioniert und sie sich zunehmend allein fühlen?
- positive Aspekte wie die Einfachheit des Lebens auf dem Land, die Entschleunigung oder die Ruhe in den Hintergrund treten in Anbetracht des beschränkten (Freizeit-) Angebots sowohl für die Kinder wie auch für sie selbst?

Wie wird sich das Dorf entwickeln, wenn

- Begegnungen zwischen der alteingesessenen und der neuen Dorfbewohnerschaft nicht möglich werden?
- sich kein Vertrauen bilden kann und die unterschiedlichen Lebensweisen zum Problem werden?
- sich Argwohn und Misstrauen breit machen?

Hypothesen

Auf der Mikro-Ebene:

Wenn die Wahrnehmung der neu zugezogenen Männer und Frauen aufgrund der unterschiedlichen Alltagsgestaltung verschieden ist, verringert sich das Verständnis füreinander. Dies kann zu Konflikten innerhalb der Familie führen und im schlimmsten Fall zu Trennungen.

Auf der Meso-Ebene:

Wenn das "Dorf-im-Dorf-Gefühl" bleibt oder weiter anwächst entsteht eine Parallelgesellschaft. Dies könnte das Dorf auseinander reißen.

Auf der Makro-Ebene:

Wenn die Gemeinde keine integrationsfördernden Massnahmen lanciert, fühlen sich die Neuzugezogenen in Hüttikon nicht wohl und ziehen wieder in die Stadt oder in die urbanere Agglomeration.

Die Autorinnen schauen auf eine spannende Arbeit zurück. Der Entwicklung der Siedlung "Am Brunnen" sowie des Dorflebens in Hüttikon zu einem späteren Zeitpunkt erneut nachzugehen wäre bestimmt sehr interessant. Würden sie ihre Hypothesen bestätigt sehen? Aufgrund der Erkenntnisse ihrer Forschung kommen die Autorinnen zu folgendem Schluss:

Für die Soziokulturelle Animation gibt es vor allem in ländlichen Gemeinden, welche einem rasanten Wachstum ausgesetzt sind, noch viel zu tun. Es gilt, dies den betroffenen Gemeinden vor Augen zu führen und proaktiv fachliche Erklärungen, Methoden und Vorgehensweisen anzubieten.

Literaturverzeichnis

- Arnet, Esther (2008). Stolpersteine, Hürden und Prellböcke. *Metron Themenheft. Mitwirkung mit Wirkung, 24, 18-21.*
- Bauer, Joachim (2006). *Prinzip Menschlichkeit. Warum wir von Natur aus kooperieren.* Gefunden unter <http://www.sozial-kapital.at/literatur-zitate.html>
- Bourdieu, Pierre (1987). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft.* (Bernd Schwibs & Achim Russer. Übers.). Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag. (franz. *La distinction. Critique sociale du jugement.* Paris 1979).
- Braun, Norman & Voss Thomas (2014). *Zur Aktualität von James Coleman.* Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Bundesamt für Raumplanung (2000). *Im Rahmen des Monitorings ländlicher Raum verwendete Raumtypologien.* Gefunden unter http://www.are.admin.ch/themen/laendlich/00792/index.html?download=NHzLpZeg7t,Inp6I0NTU042I2Z6In1acy4Zn4Z2qZpnO2Yuq2Z6gpJCDd4J,fGym162epYbg2c_JjKbNoKSn6A--&lang=de
- Schweizerischer Bundesrat (2015). *Agglomerationsbericht des Bundes 2016, für eine kohärente Raumentwicklung Schweiz.* Gefunden unter http://www.are.admin.ch/dokumentation/publikationen/00052/00575/index.html?lang=de&download=NHzLpZeg7t,Inp6I0NTU042I2Z6In1acy4Zn4Z2qZpnO2Yuq2Z6gpJCEeoF6f2ym162epYbg2c_JjKbNoKSn6A--
- Bundesamt für Statistik (2013). *Ständige und nichtständige Wohnbevölkerung nach institutionellen Gliederungen, Geschlecht, Staatsangehörigkeit und Alter.* Gefunden unter https://www.pxweb.bfs.admin.ch/Selection.aspx?px_language=de&px_db=px-x-0102010000_102&px_tableid=px-x-0102010000_102\px-x-0102010000_102.px&px_type=PX
- Bundesamt für Statistik (2014). *Raum mit städtischem Charakter 2012.* Gefunden unter <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/news/publikationen.Document.188831.pdf>
- Burzan, Nicole (2011). *Soziale Ungleichheit. Eine Einführung in die zentralen Theorien.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien.
- Dangschat, Jens (2007). Soziale Ungleichheit, gesellschaftlicher Raum und Segregation. In Jens Dangschat & Alexander Hamedinger (Hrsg.), *Lebensstile. soziale Lagen und Siedlungsstrukturen.* (S. 21-51). Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung.
- Delbiaggio, Katja, Inderbitzing, Jürg & Zingre Hanspeter (2012). *Umzugsmonitoring für Gemeinden, Regionen, Investoren.* Luzern: veröffentlichte Studie des Institutes für Betriebs und Regionalökonomie IBR der Hochschule Luzern, Wirtschaft.
- Danuser, Sabine (2011). *Wenn Frauen verzweifeln.* Gefunden unter <http://www.hausmagazin.ch/de/service/aktuelles/default.asp?article=544>
- Flick, Uwe (2012). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung.* Reinbeck bei Hamburg: Rowohlt Verlag GmbH.

- Freitag, Markus (2014). Zum Wesen des sozialen Kapitals. Einleitende Bemerkungen. In Markus Freitag (Hrsg.), *Das soziale Kapital der Schweiz* (S. 9-37). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Freitag, Markus & Achermann Kathrin (2014). "Mir hei e Verein, ghörsch du da derzue?". Vereinsengagement als soziales Kapital der Schweiz. In Markus Freitag (Hrsg.), *Das soziale Kapital der Schweiz* (S. 41-79). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Freitag, Markus & Gundelach, Birte (2014). "Das Gute liegt so nah." Familie, Freunde, Kollegen und die Nachbarschaft als soziales Kapital der Schweiz. In Markus Freitag (Hrsg.), *Das soziale Kapital der Schweiz* (S. 81-113). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Freitag, Markus & Manatschal, Anita (2014). Unbezahlt, aber unbezahlbar: Freiwilliges Engagement als soziales Kapital der Schweiz. In Markus Freitag (Hrsg.), *Das soziale Kapital der Schweiz* (S. 115-145). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Freitag, Markus & Bauer, Paul C. (2014). Was uns zusammenhält: Zwischenmenschliches Vertrauen als soziales Kapital der Schweiz. In Markus Freitag (Hrsg.), *Das soziale Kapital der Schweiz* (S. 149-179). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Freitag, Markus & Manatschal, Anita (2014). "Auge um Auge, Zahn um Zahn?" die Norm der Gegenseitigkeit als soziales Kapital der Schweiz. In Markus Freitag (Hrsg.), *Das soziale Kapital der Schweiz* (S. 181-211). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Freitag, Markus & Rapp, Caroline (2014). Die Duldung des Falschen: Toleranz als soziales Kapital der Schweiz. In Markus Freitag (Hrsg.), *Das soziale Kapital der Schweiz* (S.213 – 237). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Freitag, Markus (2014). Zusammenfassung und Schlussbetrachtungen zum sozialen Kapital der Schweiz. In Markus Freitag (Hrsg.), *Das soziale Kapital der Schweiz* (S. 241-253). Zürich: Verlag Neue Zürcher Zeitung.
- Friedrichs, Jürg & Oberwittler, Dietrich (2007). Soziales Kapital in Wohngebieten. In Axel Franzen und Markus Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen*. (S. 450-481). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH
- Grundmann, Matthias, Dravenau, Daniel, Bittlingsmayer, Uwe H. & Edelstein, Wolfgang (2006). *Handlungsbefähigung und Milieus. Zur Analyse milieuspezifischer Alltagspraktiken und ihrer Ungleichheitsrelevanz*. Berlin: LIT Verlag.
- Hangartner, Gabi (2010). Ein Handlungsmodell für die Soziokulturelle Animation zur Orientierung für die Arbeit in der Zwischenposition. In Bernard Wandeler (Hrsg.), *Soziokulturelle Animation. Professionelles Handeln zur Förderung von Zivilgesellschaft, Partizipation und Kohäsion* (S. 265-321). Luzern: Interact.
- Helferich Cornelia (2011). Die Qualität qualitativer Daten. Manual für die Durchführung qualitativer Interviews. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/Springer Fachmedien.
- Hradil, Stefan (1987). *Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft*. Leverkusen: Leske Verlag + Budrich GmbH.
- Hradil, Stefan (2001). *Soziale Ungleichheit in Deutschland*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH.

- Husi, Gregor (2010). Die Soziokulturelle Animation aus strukturierungstheoretischer Sicht. In Bernard Wandeler (Hrsg.), *Soziokulturelle Animation. Professionelles Handeln zur Förderung von Zivilgesellschaft, Partizipation und Kohäsion* (S. 97-155). Luzern: Interact.
- Kriesi, Hanspeter (2007). Sozialkapital. Eine Einführung. In Axel Franzen & Markus Freitag (Hrsg.), *Sozialkapital. Grundlagen und Anwendungen* (S. 23-46). Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH.
- Mayring, Philipp (2002). *Einführung in die Qualitative Sozialforschung*. Weinheim und Basel: Beltz Verlag.
- Mayring, Philipp (2015). *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*. Weinheim Basel: Beltz Verlag.
- Mayer, Horst Otto (2013). *Interview und schriftliche Befragung. Grundlagen und Methoden empirischer Sozialforschung*. München: Oldenbourg Wissenschafts Verlag.
- Meuser, Michael & Nagel, Ulrike (1991). ExpertInneninterviews - vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion. In Detlef Garz & Klaus Kraimer (Hrsg.), *Qualitativ-Empirische Sozialforschung. Konzepte, Methoden, Analysen* (S. 441-467). Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Offe, Claus (2001). Wie können wir unseren Mitbürgern vertrauen? In Martin Hartmann, Claus Offe (Hrsg.), *Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhalts* (S. 241-294). Frankfurt am Main: Campus Verlag GmbH.
- Peter, Colette (2008). Mehrwert Partizipation. *Metron Themenheft. Mitwirkung mit Wirkung*, 24, 4-7.
- Sinus-Institut (2015). *Informationen zu den Sinus-Milieus*. Gefunden unter <http://www.sinus-institut.de/veroeffentlichungen/downloads/>
- Reutlinger, Christian (2013). *Das Dorf ist nicht immer "gut" und solidarisch*. *Terra Cognita. Schweizer Zeitschrift für zu Integration und Migration*, 22, 51-53.
- Rossteutscher, Sigrid, Westle Bettina & Kunz Volker (2008). Das Konzept des Sozialkapitals und Beiträge zentraler Klassiker. In Bettina Westle & Oscar W. Gabriel (Hrsg.) *Sozialkapital. Eine Einführung* (S. 11-40). Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft.
- Oliver Bono (Moderator). (2015, 13.-17. Juli). *Alles neu in Hüttikon* [Fernsehsendung]. Zürich: SRF1.
- Schuler Martin, Joye Dominique (1988). Gefunden unter https://www.google.ch/url?sa=t&rct=j&q=&esrc=s&source=web&cd=2&cad=rja&uact=8&ved=0ahUKEwj6msWMyfzJAhXDkA8KHcPcB5EQFg gjMAE&url=http%3A%2F%2Fwww.bfs.admin.ch%2Fbfs%2Fportal%2Fde%2Findex%2Fregionen%2F11%2Fgeo%2Fraeumliche_typologien%2F01.parsys.0003.downloadList.00031.DownloadFile.tmp%2Ftypocommtextde.pdf&usg=AFQjCNFD5YRZ3f6QzuF9ShZ3kKaiPc6BxQ
- Städler, Iwan (2014, 5. August). "Wo die Einwohner rasch wieder davonlaufen." *Tages-Anzeiger online*. Gefunden unter <http://www.tagesanzeiger.ch/zuerich/region/Wo-die-Einwohner-rasch-wieder-davonlaufen/story/28>

- Statistisches Amt Kanton Zürich (2015). *Statistisches Jahrbuch des Kantons Zürich 2015*. Gefunden unter http://www.statistik.zh.ch/internet/justiz_innere/statistik/de/daten/jahrbuch/_jcr_content/contentPar/downloadlist_0/downloaditems/99_1427958988064.spooler.download.1427957564077.pdf/jb_15_total.pdf
- Vester, Heinz-Günther (2009). *Kompendium der Soziologie I: Grundbegriffe*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH.
- Vester, Heinz-Günther (2010). *Kompendium der Soziologie III. Neuere soziologische Theorien*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften/GWV Fachverlage GmbH.
- Vester, Michael, von Oertzen, Peter, Geiling, Heiko, Hermann, Thomas & Müller, Dagmar (2015). *Soziale Milieus im gesellschaftlichen Strukturwandel. Zwischen Integration und Ausgrenzung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Anhang

- A Visualisierung der Überbauung „Am Brunnen“
- B Erster Brief an die Neuzugezogenen mit Anfrage für ein Interview
- C Brief an die Neuzugezogenen (Nachfassaktion)
- D Rahmeninfos zu den Leitfadeninterviews
- E Leitfaden für die Interviews
- F Einverständniserklärung
- G Beispiel für ein transkribiertes Interview (anonymisiert)
- H Datenaufbereitung Stufe 3 "Thematischer Vergleich"
- I Datenaufbereitung Stufe 3 "Thematischer Vergleich"

Anhang A

Visualisierung der Überbauung „Am Brunnen“

Raumleiter, Zürich



Auftraggeber

Halter AG, Entwicklungen

Projektdaten

Direktauftrag Projektierung

bis Baueingabe 2012

Fläche Umgebung: 1.3ha

Architektur

architektick, Zürich

Visualisierungen

raumleiter, Zürich

www

am-brunnen.ch

Anhang B Erster Brief an die Neuzugezogenen mit Anfrage für ein Interview

Daniela Huber
Kirchstrasse 7
8107 Buchs ZH
Tel. 079 418 74 66
daniela.huber.buchs@bluewin.ch

Claudia Weik
Kirschgartenweg 15
5000 Aarau
Tel. 079 608 03 02
claudia.weik@hotmail.ch

Buchs, Juli 2015

An die Bewohnerinnen und Bewohner der neuen Siedlung „am Brunnen“ in Hüttikon

Sehr geehrte Damen und Herren

Wir sind zwei Studentinnen der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit und schreiben diesen Herbst unsere Bachelorarbeit. Durch einen Zeitungartikel im Züricher Unterländer wurden wir auf die Gemeinde Hüttikon aufmerksam. Dabei ging es um das Bauprojekt „am Brunnen“ welches die Einwohnerzahl Hüttikons um ca. 200 Personen anwachsen lässt. Unser Interesse war so gross, dass wir uns entschlossen eine qualitative Forschung zum Thema „Motivation, Erwartungen und Befürchtungen von Städterinnen und Städtern welche aufs Land ziehen“ durchzuführen. Grundlagen für unsere Arbeit sind Aussagen, welche Sie, als Neuzugezogene in Hüttikon, in einem Interview mit uns machen. Dafür suchen wir je ca. fünf Männer und Frauen, die bereit sind, mit uns ein etwa einstündiges Interview zu führen.

Wir sind Ihnen sehr dankbar, wenn Sie sich die Zeit nehmen und uns bei unserer Abschlussarbeit unterstützen. Ihre Daten werden selbstverständlich anonymisiert. Die Aussagen werden nur für unsere Bachelorarbeit benutzt und danach wieder gelöscht. Bitte melden Sie sich per Mail oder Telefon bei uns.

Frau Gabriela Betz, ebenfalls neu wohnhaft in der Siedlung „am Brunnen“, war so liebenswürdig mit uns bereits ein erstes Interview zu führen. Sollten Sie Fragen haben oder nähere Informationen über den Ablauf eines solchen Interviews wünschen, dürfen Sie sich gerne an uns oder an Frau Gabriela Betz wenden. Die Nummer von Frau Betz lautet: 079 698 17 17.

Die Interviews bilden die Grundlage für unsere Bachelorarbeit und sind somit der wichtigste Beitrag. Mit Ihrer Unterstützung helfen Sie uns, unsere Ausbildung erfolgreich abzuschliessen.

Vielen herzlichen Dank im Voraus!

Mit besten Grüßen

Daniela Huber und Claudia Weik

Studentinnen HSLU – SA, Luzern

**Anhang C Zweiter Brief an die Neuzugezogenen
(Nachfassaktion)**

Daniela Huber
Kirchstrasse 7
8107 Buchs ZH
Tel. 079 418 74 66
daniela.huber.buchs@bluewin.ch

Claudia Weik
Kirschgartenweg 15
5000 Aarau
Tel. 079 608 03 02
claudia.weik@hotmail.ch

Buchs, September 2015

An die neuen Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlung "am Brunnen"

Sehr geehrte Damen und Herren

Wir, zwei Studentinnen der Hochschule Luzern – Soziale Arbeit, schreiben diesen Herbst unsere Bachelorarbeit zum Thema „Motivation, Erwartungen und Befürchtungen von Städterinnen und Städtern die aufs Land gezogen sind“. Grundlage für unsere Arbeit sind Aussagen, welche Sie als Neuzugezogene in Hüttikon, in einem Interview mit uns machen. Bereits im Juli gelangten wir mit dieser Anfrage an Sie und durften im August bereits 5 Personen (vier Frauen und einen Mann) der Siedlung "am Brunnen" interviewen.

Damit unsere qualitative Forschung noch breiter abgestützt werden kann, brauchen wir aber noch mindestens vier weitere Interviews, weshalb wir Ihnen dieses Schreiben nochmals zukommen lassen.

Sollten Sie Fragen haben oder nähere Informationen über den Ablauf eines solchen Interviews wünschen, dürfen Sie sich – nebst an uns – auch gerne an Frau Gabriela Betz wenden, welche mit uns das erste Interview geführt hat. Telefonnummer von Frau Betz: 079 698 17 17.

Wir sind Ihnen sehr dankbar, wenn Sie uns damit zu einem guten Studium-Abschluss verhelfen. Ihre Daten werden selbstverständlich anonymisiert. Ihre Aussagen werden nur für unsere Bachelorarbeit genutzt und danach wieder gelöscht. Die Interviews bilden die wichtigste Grundlage für unsere Forschungsarbeit. Bitte melden Sie sich per Mail oder Telefon bei uns, wenn Sie uns dabei unterstützen möchten.

Wir sind Ihnen sehr dankbar!

Mit besten Grüssen

Daniela Huber und Claudia Weik
Studentinnen HSLU – SA, Luzern

Leitfadeninterview „Wir ziehen aufs Land!“

Informationen zum Prozessablauf des Interviews

1. *Ablauf der Befragung den Interviewten bekanntgeben*

Zuerst geben wir Ihnen einige Informationen zu unserer Studie und zur Befragung. Wenn Sie einverstanden sind, führen wir anschliessend das Interview durch.

2. *Ziel der Befragung*

Unsere Forschung befasst sich mit dem Thema, warum Familien aus der Stadt aufs Land ziehen. Welches sind ihre Motive und Gründe für einen Umzug. Welche Erwartungen und Bedürfnisse insbesondere an das Zusammenleben am neuen Ort sind mit dem Umzug verknüpft.

3. *Tonband + Notizen*

Wir werden das Interview mit unserem iPhone aufnehmen. Wir hoffen dies ist für Sie ok.

4. *Anonymität der Befragung, Datenschutz*

Die Aufzeichnungen werden anonymisiert. Es werden keine Personen aus den Aufzeichnungen erkennbar sein. Nach Abschluss der Forschung werden die persönlichen Daten vernichtet.

5. *Einverständniserklärung*

Wir wären froh, wenn Sie noch diese Einverständniserklärung unterschreiben würden. Damit bezeugen Sie, dass Sie von uns über die Untersuchung aufgeklärt wurden und damit einverstanden sind.

6. *Hinweis*

Wir werden Ihnen offene Fragen stellen und wären froh, wenn Sie diese so ausführlich wie möglich zu beantworten versuchen. Falls etwas unklar ist, fragen Sie bitte nach.

1. Leitfrage „Thema Motivation, Erwartungen und Befürchtungen“

Erzählen Sie uns doch bitte ausführlich, wie es dazu kam, dass Sie nach Hüttikon gezogen sind?

Inhaltliche Aspekte	Nachfragefragen	Aufrechterhaltungsfragen
Assoziationen mit dem Ausdruck „Land“	Was verbinden Sie mit dem Ausdruck „auf dem Land?“	Was bringen Sie gedanklich mit dem Begriff „aufs Land“ in Verbindung?
Familiensituation	Welche Bedeutung hat es für Sie als Familie, dass Sie aufs Land gezogen sind?	Weitere Bedeutungen, die Ihnen in den Sinn kommen?
Familiensituation	Wie würden Sie Ihre Lebenssituation beschreiben, als Sie sich entschlossen haben aufs Land zu ziehen?	Fallen Ihnen weitere Aspekte ein, die dazu geführt haben, dass Sie aufs Land zogen?
Persönliche Vorstellungen und Erwartungen	Welches waren Ihre Vorstellungen wie es hier sein würde?	Was davon ist wahr geworden, was nicht?
Persönliche Vorstellungen und Erwartungen	Welche Befürchtungen hatten Sie bezüglich Ihrer Zukunft oder auch der Ihrer Familie?	Was fällt Ihnen sonst noch ein?
Ökonomische Situation	Welches waren Ihre Kriterien für die Auswahl des Orts an den Sie umziehen wollten?	Verkehr, Anbindung, Schule, Arbeitsweg, Steuern etc.

2. Leitfrage „Thema Kohäsion“

Wie stellen Sie sich das Zusammenleben in Hüttikon vor (Kontakte, Vereine, politische Veranstaltungen etc.)?

Inhaltliche Aspekte	Nachfragefragen	Aufrechterhaltungsfragen
Direkte Nachbarschaft (Gemeinschaft)	Welche Erwartungen und Wünsche haben Sie an die Nachbarschaft?	Haben sich diese bereits erfüllt?
Direkte Nachbarschaft (Gemeinschaft)	Wie erleben Sie Ihre Nachbarschaft bis jetzt?	Gab es eine spezielle Begegnung?
Nachbarschaft (Gemeinschaft)	Was braucht es aus Ihrer Sicht um nachbarschaftliche Kontakte pflegen zu können?	Fallen Ihnen weitere Aspekte ein? Infrastruktur der Siedlung?
Gemeinde (Gemeinschaft)	Welche Erwartungen und Wünsche haben Sie an die Gemeinde Hüttikon?	
Gemeinde (Gemeinschaft)	Was braucht es aus Ihrer Sicht, um sich im Dorf integrieren zu können?	Was braucht es um Kontakte zu knüpfen?

Gemeinde (Gemeinschaft)	Denken Sie, dass Hüttikon solche Angebote bietet?	Falls ja, bitte begründen Sie dies oder bringen Sie Beispiele oder Situationen, die dies zeigen?
----------------------------	--	---

Standardisierte Fragen:

1. Wie viele Kinder haben Sie?
2. Wie alt sind diese?
3. Wie alt sind Sie selbst?
4. Gehen die Kinder bereits in den Kindergarten oder in die Schule?
5. Wenn ja, wie bewältigen sie den Schulweg?
6. Sind Sie beide berufstätig?
7. Wenn ja, wie lösen Sie die Betreuungsfrage?
8. Wo gehen Sie einkaufen
9. Sind Sie in einem Verein aktiv? Alter oder neuer Wohnort?
10. Engagieren Sie sich bereits freiwillig oder sind Sie bereit dazu?

Einverständniserklärung für die Verwendung der Interviewdaten für die Bachelorarbeit „Wir ziehen aufs Land!“ von Daniela Huber und Claudia Weik

Interview vom:

Name:

Vorname:

Adresse:

Ich bin einverstanden, dass meine Daten des Interviews anonymisiert für die Bachelorarbeit von Daniela Huber und Claudia Weik verwendet werden dürfen. Die Bachelorarbeit wird auf der Internetseite der Hochschule Luzern aufgeschaltet und in der Mediathek zur Ausleihe zur Verfügung gestellt.

Die Daten wurden per iPhone am aufgenommen.

Datum:

Unterschrift:

Leitfadeninterview mit vom 10.08.2015

1. Leitfrage „Thema Motivation, Erwartungen und Befürchtungen“

Verzelled Sie eus doch bitte ganz usfuerlich, wie's dezue cho isch, dass Sie nach Hüttikon zoge sind?

G: mmmh, Als o grundsätzlich... mir sind als Ehepaar, ohni Chind, händ mir eus überleit öb mir es Hus wänd chaufe oder irgendwie baue. Und denn händ mir dänkt, ob's denn Chind git oder nöd, wär eus das wichtig. Mir chömed ursprünglich us em Tessin und händ au welle dass... will euse Entschluss eigentlich gfasst gsi isch dass mir da i de Dütschschwiz wänd bliibe au brueflich, denn hämmer gfunde, wenn mir scho wänd da bliibe denn möchtet mir au meh Platz zum chöne Gäscht ilade, Familie, einfach imene Hus gaht das vill besser. Und denn isch eigentlich d'Idee gsi – also Hüttike isch nöd speziell.... also ich sägs jetzt so, mir händ nöd speziell gseit mir wänd ufs Land zieh oder mir wänd uf Hüttike zieh... und denn hämmer gsuecht, mir händ eifach mal gsuecht und denn hät sich das ergeh. Also das isch so chli d'Reihefolg gsi: Es Hus baue, es Hus finde und i de Stadt isch das auch e chli tür gsi, das wo mir eus vorgschellt händ. Und denn hämmer das Projekt gseh, nachdem mer scho anderi Projekt agluegt händ und eh, ja, es het eus gfalle und das isch halt eifach in Hüttikon gsi. Aber es isch überhaupt nöd d'Idee, dass mer gfunde händ, mir händ jetzt d'Charte agluegt und gseit mir wänd jetzt da hi oder det hi. Well mir us em Tessin chömed hämmer zu Züri en Bezug gha aber jetzt nöd speziell zu andere Regione vom Kanton, eus isch zimkli egal gsi wo mir hiziehnd, es het jezt au chöne Aargau si. Aso jetzt e chlineri Gmeind nöd....

Mmh, ok, und au nöd ob Stadt oder Land?

Nei, Stadt wär eigentlich scho es Thema gsi aber es isch eifach z'tür. Für das wo mir hettet welle, hette mer eus mit ere Wohnig müsse begnuege. Und mir händ wüerkli dänkt es Hus wär schön mit eme Garte.... Und das isch i de Stadt wüerkli nöd mögli gsi.

Aber wo sie züglet sind händ sie die beide Chind scho gha?

Ja, denn hämmer sie scho gha.

Händ sie sich Vorstellige gmacht, wie's chönnti si det?

Sehr! Aso mir händ denn natürlich, au wo d'Chind denn unterwägs gsi sind, hämmer wüerkli gfunde, das isch jetzt super, dass mer de ganz Weg scho gange sind, dass mer eigentlich de Vertrag scho unterschribe händ, weil mit Chind isch für mich immer e chli d'Vorstellig gsi i sonere grosse Stadt wie Züri, wie chunt das? Chunnt das guet, mmmhhhh.... Villicht isch das e chli naiv aber ich ha wüerkli s'Gfühl uf em Land isch mer no so es Bitzli weg vom Ganze, es isch no e chli e heileri Wält und ich danke, ich bin jetzt als Mueter ruhiger, dass mer uf em Land sind.

Chönd sie das a irgend öppisem amache?

Irgendwie will ich find uf em Land isch es ... es isch gmüetlicher, es isch s'Zämeläbe mit de Lüt isch andersch... also ich dänk jetzt nur sit mir da sind, mir händ vill Kontakt mit Familie, mer

redt eifach uf de Strass mitenand, das isch i de Stadt vill anonymer, vill.... Also mer trifft villicht scho Familie mit Chind und redt denn churz weil sie au Chind händ, aber denn isch mer wieder weg und gseht sich nüme. Aso d'Stadt isch extrem anonym. D'Stad isch super wemmer Single isch, wemmer es jungs Paar isch – das han ich sehr gschätzt – aber als Familie dank ich jetzt, dass mir eus uf em Land werded wohl fühle.

Sie sind nöd vom Tessin da häre zoge?

Nei, ich bin scho 20 Jahr da gsi. In Züri.

(Unterbrechung wegen dem Frühstück für die Kinder)

Händ Sie Befürchtige gha im Bezug uf's Land?

Also ich muss ehrlich säge, mir händ eus entschlosse und gfunde das chunt scho und mir lönds eifach mal uf eus zue cho und det womer unterschribe händ – das isch en wichtige Schritt, wemmer unterschriibt für es Hus – händ mir eus ganz bewusst gseit, wenn mir i 5 Jahr findet, s'Tessin isch doch wieder e Option, denn ziehnd mir i 5 Jahr wieder weg, aso wenn's eus gfallt sind mir i 20 Jahr no da... also vo de Istellig her nämend mir's rächt locker. Wenn's eus gfallt isch guet und wenn nöd denn luegt mer wiiter oder wenn's nüme stimmt us irgend eme Grund zieht mer wiiter. Drum han ich jetzt gar nöd so Befürchtige gha, ich ha's eifach uf mich mal zuecho lah und han dankt ich lueg mal wie's chunt. Mir lönd eus au Tag um Tag lah überrasche. S'isch nöd so, dass mir irgendwie die und die Erwartig händ und denn erwartet isch es so oder isch es nöd so. Aso villicht e Befürchtig cha gsi si dass mir dankt händ wie isch es jetzt mit em Arbeitswäg, das isch e Umstellig aber das wärs so oder so gsi, mit em Zügle. Ich ha vorher rächt nöch vom Arbeitsort gwohnt.... So Sache villicht und wo mer denn au gmerkt händ, mol, also das Dorf isch würkli chli.... Denn überleit mer eifach wie isch d'Infrastruktur, wie isch das mit de Schuele und em Chindegarte? Aber det nimm ich's au zimkli glasse. Ich dank ich lah's eifach mal uf eus zuecho und es chunnt wie's chunnt. Mer wird sicher e Lösig finde.

(Unterbrechung wegen den Kindern)

Jetzt händ sie über ihri Vorstellige und Gedanke gredd, wo sie sich gmacht händ... chönd sie säge, dass gwüssi Sache sich bewahrheitet händ oder nöd, oder isch es no chli früeh?

Es isch no chli früeh. Aso jetz uf em Arbeitswäg muess ich säge isch's überhaupt keis Problem. Es isch andersch, aber es isch ok.. Ich ha da mini Lösig gfunde und es isch guet. Ähm... es chönnt no besser si, im Sinn mit de Busverbindige, zum Bispiel nach Otelfinge, wenn's das gäbti wärs no eifacher. Aber ich ha jetzt e anderi Lösig gfunde: Ich fahr mit em Auto bis zur Stadtgränze und denn mit em Tram. Das gaht super well ich schaffe zu unregelmässige Ziite und denn wär das mit dene Verbindigen nöd so ideal gsi. Aber das händ mir vo Afang a gwüsst. Mir händ gseit mir findet irgend e Lösig. Und für's andere isch es no chli früeh, also was ich jetzt so... aso die offne Punkt sind so: Wie wird das mit de Schule si, wie wird das mit em Chindergarte si. Das isch ja mit em andere Dorf... das mer sich i de Mitti das teilt. Das gseht mer denn wenn's so wiit isch. Chani jetzt wie non öd säge.

Mir chönd bereits zu de zweite Frag cho: Die bezieht sich ufs Zämeläbe in Hüttikon und da würdet mir gern wüset, wie stelled sie sich das vor oder was wünschted sie sich oder was händ sie für en Bezug zu Vereine, zu de Gmeind etc.?

Also im Mömänt gar nöd. Da würd ich säge, ganz ehrlich (lacht) die letschte anderhalb Jahr mit de Chind sind sehr intensiv gsi. Mir händ alles e chli müsse zugg schruube, segs jetz sociali Kontakt und so und jetzt chan ich mir das gar nöd vorstelle. Ich bin au nöd so de Vereinstyp. Also ich tue mich im Job sehr engagiere, det wenn's Sache git z'mache sehr sehr gern – ich bin Apothekerin – aber ähm, jetzt so Verein... das han ich au vorher nie gha oder gmacht. Aber was ich wichtig find isch s'Zämeläbe... also wie söll ich säge, dass mer wie es guets Gefühl mit de Lüt hät, dass mer au merkt, so grad womer da neu dezue cho sind.... Jetzt isch alles so... die Neue, was wänd die? Und für mich stimmts, wenn ich mit de Nachbare, wo mir dahere zoge sind, dass sie offe uf eim zuehömed und säged ah, ihr sind jetzt neu da, so schön, bruched ihr öppis... eifach so das Positive, Offne.. Ich ha jetzt au Stimme ghört, dass es au Lüt git wo chli negativ igstellt sind, so die Siedlig und wie chunnt das und so aber ich ha das bis jetzt überhaupt nöd so erläbt, nöd wahrgno. Aber das würd mich stresse, weil ich finde... naja dem würd ich denn eifach us em Wäg gah. Will ich bin au en Mänsch wo immer für alles offe isch und uf d'Lüt zuegaht und luegt wie's chunnt, ohni Vorurteil. Und das erwart ich eigentlich so oder so, egal öbs jetzt es chlises Dorf isch oder es grosses. Egal was au d'Istellig vo de Gmeind isch, öb die das lässig gfunde händ oder nöd lässig, dass jetzt da so e grossi Siedlig chunnt. Ja ähm.....

Jetzt isch es ja so dass es in Hüttikon nöd so vill git, wo mer sich cha traffe, kein Lade, kei Poscht....

Ja. Also mir händ da als Erschtkontakt es grosses Fäscht gha womer gmacht hät. Das isch würlkli sehr cool gsi, aso da hämmer so s'Gfühl gha da wird öppis organisiert zum aktiv d'Lüt traffe. Ich ha persönlich de Kontakt gsuecht mit de Chrabbelgruppe, ich ha gfunde das isch super, dass es das git und denn hämmer würlkli scho vill Mamis au troffe und das isch für mich so chli de gröschti Kontakt gsi und denn wämmer halt use gönd, sobald mer da vorne gönd go spaziere trifft mer wieder Chind... also ich danke mit Chind isch es sehr eifach. Es isch denn natürlu nur uf Familie begränzt, dass mer denn halt mit dene Kontakt hät. Uf die anderi Siite, wenn ich zum Bus laufe und Lüt im Garte sind, denn grüesst mer sich. Ich weiss jetzt nöd so, ob mer im Dorf vill meh Kontakt hät mit ere Poscht oder eme Lade. Das chan ich wie nöd säge, ich ha das nie gha. Aso i de Stadt isch das nöd so es Thema und wo ich ufgwachse bin het mer au eifach de Kontakt mit de Lüt gha wo mer denn gezielt e chli gsuecht het i de Nachbarschaft, will mer irgendwie die gliche Intereässe gha het oder öppis vonenand brucht het und das het sich denn, das Netz, het sich denn wie e chli ergäh und ich dank das wird da au de Fall si. Dass mer denn halt us gwüsse Gründ plötzli uf d'Lüt zuegaht oder wägem Chindergarte, dass es sich langsam bilde tuet. Also ich ha jetzt ned s'Gfühl, dass ich jetzt uf eimal alli Lüt... ich ha au nöd so s'Bedürfnis, dass ich alli Lüt in Hüttikon grad muess kännelerne. Aber ich bi da. Jede wo verbi chunnt isch willkomme zum en Kafi cho trinke. Aber es isch jetzt ned so, dass ich danke ooouuuuu.... Das mit em Lade stört mich jetzt meh weil ich nöd chan zfuess go ichaufe aber nöd jetzt wägem soziale Kontakt. Das isch meh öppis praktisches. Und das vo de Poscht muess ich säge: Ich ha no nie so es cools Verhältnis gha wie da mit em Pöschtl. Ich meine die chömed und denn chamer no chli schwätze und sogar au Briefe mitgeh. Es isch halt andersch und ich glaub es ergibt sich denn je nachdem was mer so macht oder wo mer isch.

Händ sie i irer diräkte Nachbarschaft denn scho Kontakt knüpft und wie isch das eso?

Ja, scho sehr vill. Das isch halt de Vorteil, dass mer alli neu cho sind und das git so chli das Feeling dass mer alli so chli ... ja wemmer sich trifft grad afanged rede oder mer het scho Gschprächsstoff, mer fragt wenn sind ihr izoge, wie isch es bi eu, gits Problem?... Und das isch irgendwie scho no... das machts eifach. Also da han ich jetzt kei Bedänke, dass mer da.....also da hämmer relativ scho rächt guete Kontakt.

D'Infrastruktur vo de Siedlig: Das würd mich no wunder neh, wie sie die erläbet.

Also isch das d'Infrastruktur, s'Drumherum? Also das find ich e chli e Katastrophe. Im Sinn... also dass das wo so spielplatzmässig isch oder Gemeinschafts- ähm Begegnungszone, da simmer würlkli chli enttäuscht, weil das isch nöd so gmacht worde wie mir eus das vorgschellt händ und... jetzt hämmer eifach wie im Momänt d'Energie nonig zum das au no azgha, aber das isch sicher en Punkt, wo mir irgendwie no werdet versueche azgah, villicht i de Gruppe so chli. Weil Spielplätz sind eifach rächt minimal usgrüschtet, au nöd würlkli chindergrächt und ich meine Begägnungszone... es ergit sich denn eifach öppis, mer trifft sich halt uf der Strass, das isch keis Problem. Aber ich find es muess denn schon no chli meh für d'Chind stimme, dass mer gern uf de Spielplatz gaht und zum Spiele bin ich jetzt lieber im Garte und wenn Eltere oder Chind durelaufed, denn chömeds halt au zu eus in Garte oder mer gaht zu öpperem anderem hei. Für mich trifft mer sich jetzt nöd unbedingt i dene Begägnungszone.

Sie säged i de Gruppe.... Händ sie das denn scho mal agsproche mit Nachbarinne und Nachbar?

Ja. Mir händ – also mit einere speziell – hämmer würlkli gseit mir möchtet aso en Brief schribe und das nomol thematisiere, well es isch eus als familiefreundlich verchauft worde, isch für eus jetzt nöd de usschlaggebend Punkt gsi womers kauft händ, aber ähm.... Mir händ au gnueg zahlt und mir händ wie so chlis s'Gfühl d'Umgäbig isch so chli s'Letschte gsi wo mer no gmacht het, so chli dass es no gmacht isch und das isch schad. Det hämmer eus scho au überleit, ob irgendwie d'Gmeind no chli öppis chönnt mache, chli Druck ufsetze... Aber ebe. Das sind alles no so Pünkt.... Mir sind jetzt wie no beschäftigt mit em Acho, mit em sälber eusi Baustelle e chli abschlüsse. Und denn isch das wie en Punkt, wo denn no chunnt. Also es het en Spielplatz vo de Gmeind, de isch au rächt schön, het eifach chli wenig Bäum... und ja, das isch jetzt au no es Thema wo d'Gmeind eus sicher au chli chönnt unterstütze und seit, jetzt sind so vill Chind cho, dass mer halt irgendwie no Begegnungszone kreiert und macht, jetzt vom ganze Dorf nöd nur vo de Siedlig. Also das wär villicht au no e Chance, grad wills da villicht nöd so ideal wär. Wenn's jetzt en supercoole Spielplatz hätti, denn würd mer sich vo da denn eher no verschiebe und hetti no meh Kontakt mit em ganze Dorf. Also das isch sicher es Thema. Das werdet mir denn villicht mal no agah und denn simmer au vill Lüt, wo chönnt Druck ufsetze, also da würd ich mich denn au engagiere. Und spöter chömed denn sicher au no anderi Sache. Also ich dänke dass mer denn villicht en Träff für Chind.... Ich glaub das sind alles Sache, wo sich denn nah dis nah ergänd und denn macht mer's. Das uf jede Fall. Für so Sache würd ich mich sehr gern engagiere.

Wie schätzed sie d'Gmeind i, i dere Hinsicht?

Es isch no chli schwierig jetzt im Momänt zum beurteile. Also was ich bis jetzt erlăbt ha isch alles sehr positiv gsi, also e sehr gueti Istellig, offe, ähm also ich find de Wille isch da, dass mer sich will finde und halt eifach s'Mögliche mache. Mer cha halt nöd vo eim Tag uf de ander alles ändere, das verstahn ich au. Ich glaub aber, was mer bis jetzt gseh händ... also mir händ au mit em Gmeindspräsident gredt und ich dänk so vo de Istellig her han ich scho s'Gfühl, dass mer öppis chönnt erreiche. Ich weiss nöd öb wenn's konkret so wiit isch, ob denn au Tate folgend. Aber vo de Istellig her dänk ich sicher ja.

Und s'ander wo mer au scho devo gha händ isch d'Frag nach ere Familiezone da bi de Strasse, wo ja denn Zone 20 wäri, und det hämmer au bereits scho en Unterschriftenammlig gmacht. Aber det weiss ich nonig, was d'Antwort isch. Da hämmer eifach de Gmeind mal so die Frag gschellt ob das möglich isch.... Ah nei, stimmt nöd Familiezone, Zone 30... Die Strass dahine wär eigentlich Zone 50 und das isch inere Wohnsiedlig überhaupt nöd tragbar. Aber da bi ich jetzt nüme uf em neuschte Stand der Dinge. Mit de Ferie und so het sich das jetzt e chli verzettlet. Aber so Sache sind für mich sicher Pünkt, das erwart ich vonere Gmeind, dass mer uf so Sache sicher igaht und das isch ja nöd öppis wo Luxuswünsch sind, das isch eifach Basics wo dezue ghöred, dass det wo Chind sind, dass sie vom Verkehr gschützt sind, dass sie

en sichere Schuelwäg händ... so Sache. Das isch sicher au machbar. Es chömed ja meh Lüt id Gmeind, es sind ja meh Stürzahler und es sött sich ja wieder usgliche.

So Sache werdet ja a Gmeindsversammlige entschiede. Chönnt sie sich vorstelle teilzneh oder wie stönd sie zum politische Läbe i de Gmeind?

Uf jede Fall. Ich find absolut das muess mer. Mir händ jetzt eini gha und händ eus das so vorgnoh, au mit de Kollegin wo de Brief gschriebe het... aber denn sind alli Chind chrank gsi und ich ha nöd chöne gah. Das isch jetzt genau das wo mini Situation e chli darstellt. Im Momänt gaht eifach d'Familie und d'Chind vor und das isch denn au so gsi, dass – im Nachhinein hämmer ghört, dass nur öpper vo de Siedlig a dere Gmeindsversammlig gsi isch und das hani mega schlimm gfunde. Das channs wüerkli nöd si. Bi de nöchste müemmer denn au underenand e chli d'Werbetrommle schla und säge mir mached das und wenn öpper nöd cha denn gaht öpper andersch. Aber es gits halt mängisch mit Chind. Aber ich find das wichtig.

Fallt Ihne susch no öppis i, was sie gern möchtet säge zu Hüttikon?

Also jetzt allgemein? Ja. Ich finds da sehr idyllisch, es isch en wunderschöne Ort. Ich föhl mich wüerkli scho rächt wohl da. Ähm, ich finds so luschtig, weil ich säg immer es sind die Gägesätz. Mir sind eigentlich total uf em Land, aber d'Stadt isch total nöch und das isch das wo mir eigentlich au gfallt. Weil ich bruch doch d'Nöchi vo de Stadt. Wenn jetzt das Dorf irgendwo ganz weg wär denn hätt ich villicht meh Müeh, dass es so chli isch und kein Lade hät. Aber nur scho dass Wüelos grad näbedrah isch, mer cha mit em Velo überfahre und det hät's en guete Coop.... Also die Lüt wo säged, ihr händ ja nöd emal en Lade im Dorf, da säg ich: Ja das find ich jetzt nöd so schlimm, wenn's i de nöchere Umgäbis öppis hät. Wenns aber es Lädeli hetti, das fänd ich toll, das würd ich au unterstütze. Was ich au ganz cool fänd wär, wenn vome Buurehof – also de Erlehof isch jetzt scho relativ wiiter wäg – aber wemmer da jetzt diräkt ab Hof chönnt chaufe.... Also villicht die Sache. Mir händ in Höngg i de Stadt en Buurehof gha und ich ha s'Gmües alles det kauft und jetzt bin ich so uf em Land und chaufes wieder im Coop, das isch so chli... villicht en Gägesatz. Da dänk ich au, villicht gits irgend wo e Möglichkeit, aber ich känns nonig, ich weiss es nonig, ich bi nonig so guet informiert. Ich glau nöd, dass jetzt in Hüttikon, ähm, das mer irgendwo d'Milch cha go chaufe und verschiedenü Gmües und so... So öppis würd ich total lässig finde, weil mer irgendwo ebe so uf em Land sind. Also geschter hämmer ebe so e Party gmacht da und mini Kollegin het mir Stadtwii vo Höngg und Honig bracht wo uf de Dächer gmacht worde isch und Stadtwurscht.... Also so, ich säg i de Stadt gits so Sache und uf em Land muess ich das wie no so chli finde. Das isch no speziell uf en Art.

Han ich das richtig verstande, mer het so d'Vorstellig devo, dass es das uf em Land meh sött geh?

Ja, eigentlich scho. Ja. Ich dänk mer würds ja denn vill eher nutze. Me isch mit em Velo unterwägs, fahrt schnäll irgendwo hi, chaufft det Sache i aso villicht isch es au mit em Familieläbe, weil ich Familieläbe scho meh mit Land verbinde. Mer hät meh Ziit, mer isch meh im Grüene, mer isch meh dusse. I de Stadt muess es natürli schnäll gah. Wenn mer grad uf em Arbeitswäg isch, isch mer no schnäll go ichaufe. Det spieled so Sache weniger e Rolle. Mit Chind will mer's möglichscht bio, möglichscht gsund, mer will... ja... mer änderet d'Istellig e chli und denn passt das halt meh dezue.

Ja und suscht, jetzt speziell, ja mir sind glaub wüerkli no zwenig lang da vom Also was ich au wieder... Das isch no en Punkt wo ich ganz lässig find, halt wägem Tessin: Ich ha jetzt e Kollegin wo nach Dällikon züglet isch und denn han ich so ganz spontan gseit, ja Dällike das isch no nöcher a de Stadt, oder nöcher vo det wo mir vorher gwohnt händ. Und denn han ich so überleit und ha gseit: Nei eigentlich isch d'Lag vo Hüttikon genial weil mer het zack um de Berg und d'Autobahn. Das isch au... aber Hüttikon isch versteckt.... Also das isch eigentlich

würkli sehr cool. Und das sind so Sache, das isch mer vorher nöd so bewusst gsi, und das isch würkli lässig. Und s'Tessin, also wenn mir is Tessin fahred händ mir glich lang wie vo det wo mer vorher losfahre sind. Das isch no speziell.

Standartfragen:

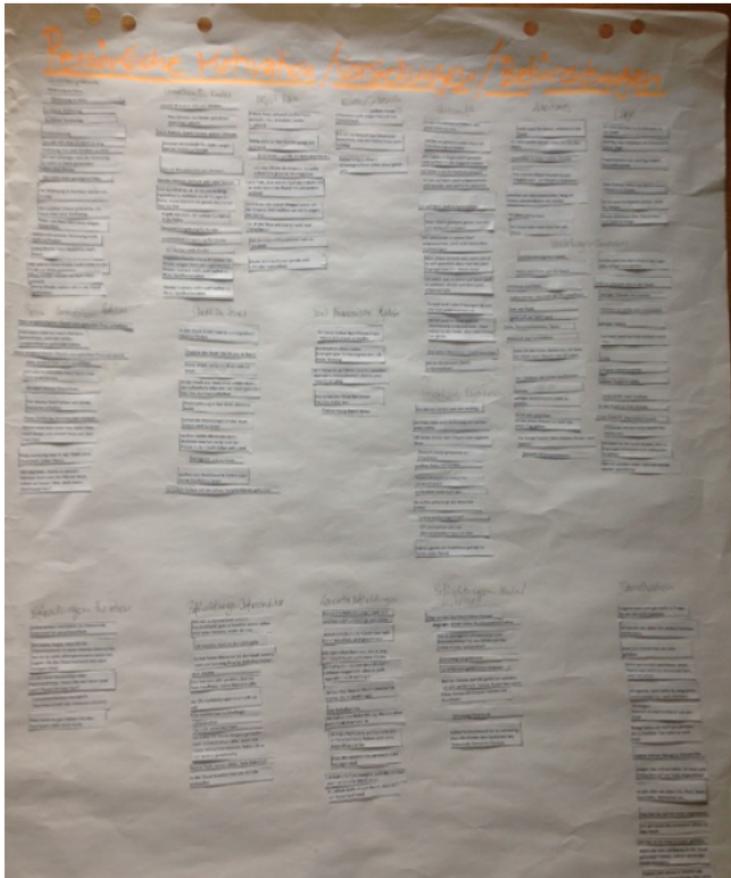
- 2 Kinder, Zwillinge, 20 Monate alt
- Alter: 40 Jahre, (deshalb Party am Abend zuvor)
- Chrabbelgruppe: am Mittwoch im Strohdachhus – find ich ganz cool. Wir händ au schon zweimal en Flyer im Briefchaschte gah, eimal für en Baschtelnamittag und eimal für öppis anders und so öppis han ich zum Bispiel i de Stadt nie gha. Es git Agebot aber mer häts müesse sueche und da sind d'Agebot uf eus zu echo und das fin ich au ganz ganz lässig. Ja und öpper wo im Quartier no so Baschtelöblig organisiert. Also ich find bi so Sache het mer ebe, dadurch das mer so nöch isch und sich kännt, wieder meh Möglichkeite. Also i de Stadt gits die Agebot sicher, aber mer muess es aktiv go sueche gah und da chömeds uf eus zue. Das findi no spannend. Und ja wäg de Chrabbelgruppe: Jetzt sind sie au no i de Chrippe, jetzt sinds no 1 ½ Tag i de Chrippe in Dällikon. Und es git ja bi eus i de Siedlig ab Oktober au e Chrippe. Das han ich mir am Afang gar nöd erträume lah, das find ich super, dass sie das mached.
- Beide berufstätig. Sie 40%, er 80%
- Einkauf: Würenlos und einmal pro Wuche is Ichaufszentrum (hämmer scho vorher gmacht). Das scho i de Stadt, mir gönd meischens is Sihlcity eifach us dem Grund, dass mer vill Kolleginne händ au mit Chind und weils sehr chinderfründlich isch. Es het en Chinderegge und Chinderläde für Chleider und so und es isch ebe genau glich wiit wie vorher, weil mer ebe ringsetum... und denn mached mir das eimal pro Wuche, denn gits e chli en Grossichauf. Im Momänt isch es mit em Velo möglich (Würenlos), ich weiss nöd wie mer's denn im Winter mached. Aber das isch super mit em Velo.: Alles i de 30er-Zone, Velowäg, sehr praktisch. Also voher isch s'Ichaufe so chli es Müesse gsi und jetzt isch es so chli en Usflug. Das isch so s'Positive.
- Aso ich bi im Apothekerverband aber ich bi nöd immene Verein, no nie gsi.
- Ich würd mich uf jede Fall engagiere. Es isch halt immer au chli e Ziitfrag....

Danke vill mal fü ihri ehrliche und offene Antworte!

10. August 2015, draussen auf Balkon, 10 – 11 Uhr

Anhang H Datenaufbereitung Stufe 3 "Thematischer Vergleich"

Passagen nach Themen zusammengestellt und mit Titel versehen
(Vorstellungen, Wünsche, Bedürfnisse)



Anhang I Datenaufbereitung Stufe 3 "Thematischer Vergleich"

Passagen nach Themen zusammengestellt und mit Titel versehen (Zusammenleben)

